KONRAD
ADENAUER
STIFTUNG

Inhalt

4 Pflegen, um zu bleiben
12 Knochenjob
19 Goldene Nadel
26 Unter Strom
32 Glückssträhnen
38 60 Wochenstunden Klimaschutz
46 Ein „Schaffer“ im Stillen
51 Lebenshilfe hilft
57 40 Kilometer Katastrophe

Rund 83 Millionen Menschen leben in Deutschland. Alte und Junge, Reiche und Arme. Ärztinnen, Handwerker, Investmentbankerinnen, Lehrkräfte. Christen, Muslime, Juden. Auf den ersten Blick trennt uns mehr als uns eint. Dabei sind wir alle ein Teil unserer Gesellschaft.

In diesem Magazin haben wir uns auf die Suche gemacht nach Geschichten, in denen das „Wir“ neben das „Ich“ tritt. Nach ungewöhnlichen, inspirierenden und berührenden Wegen, sich an der Gemeinschaft zu beteiligen. Aber auch nach Menschen, die von Teilhabe ausgeschlossen sind.

Wir, das sind neun Stipendiatinnen und Stipendiaten der Journalistischen Nachwuchsförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung. Die Geschichten, die Sie hier lesen werden, sind während unseres Reportageseminars im August 2021 entstanden.

Unsere Recherchen führten uns in eine Werkstatt der Lebenshilfe, an den Wahlkampfstand eines chancenlosen Bundestagskandidaten, in den Friseursalon einer Perückenmacherin für Krebspatientinnen und in das Klimacamp von Fridays for Future. Wir sind mit einem Wegepaten durch den Wald und mit einem Blindenhund durch die Straßen spaziert, haben den Alltag in einem Impfzentrum und in einem Pflegeheim kennengelernt und Seelsorger im Flutgebiet begleitet.

Ein Teil der Gesellschaft zu sein und sein zu wollen - das bedeutet für jeden etwas anderes. Manche Menschen wollen politisch oder ehrenamtlich mitgestalten. Andere finden ihr verbindendes Element über den Beruf.

Wir möchten Sie, unsere Leserinnen und Leser, dazu ermutigen, über Ihre eigenen Verbindungen und Partizipationsmöglichkeiten nachzudenken. Und sich dabei gerne inspirieren zu lassen, neue Wege für ein herzliches „Wir“ zu entdecken, damit statt dem „Ich“ in unserer Gesellschaft häufiger ein „Wir“ steht.

Von Julia Kanning

Pflegen, um zu bleiben

Vor vier Jahren ist Zhinas Jangeer aus dem Irak geflohen, heute pflegt sie in Niederbayern Menschen mit Demenz.

Als erstes ist da dieser Geruch nach Desinfektionsmittel, Essen und Urin. Wie ein unsichtbarer Begleiter hängt er in der Luft von „Station Rot", zwischen Rollstühlen, Pflegebetten und den Menschen in ihnen. Da ist die grauhaarige Dame, die Waschlappen faltet, Lappen für Lappen. Da ist der Herr mit dem zahnlosen Mund, in den er langsam Pudding schiebt, Löffel für Löffel. Beide sind wie gefangen in dem, was sie tun. Ihr kleines Universum, das ist ein Aufenthaltsraum mit hellen Wänden. Daran hängen Kinderzeichnungen, ein Holzkreuz und Hinweisschilder: Bei Besuch wird um Anmeldung gebeten; Unsere Bewohner leben in ihrem eigenen Tempo; Hier regiert der Stationskater. Darunter das Foto eines grauen Katers, hier auf der Station Rot für Menschen mit Demenz.

Noch vor vier Jahren hätte sie diese Schilder nicht verstanden, sagt Zhinas Jangeer. Zhinas damals: ein Teenager, geflohen aus dem Irak, Deutschkenntnisse Null, von Pflege keine Ahnung. An diesem Montagmorgen im Sommer 2021 nimmt sie die Schilder kaum noch wahr, so geläufig sind sie ihr. Mehrmals täglich ist sie heute schon daran vorbeigelaufen, um der Dame beim Waschlappenfalten zu helfen, dem puddinglöffelnden Herrn das Kinn abzuwischen oder bei einem der anderen Alten stehenzubleiben: Schnabeltasse reichen, Blutdruck messen, zur Toilette begleiten. Zhinas heute: 20 Jahre alt, Deutschkenntnisse auf B2-Niveau, im zweiten Ausbildungsjahr zur Pflegerin auf Station Rot im Seniorenheim Fürstenzell, mitten in Niederbayern. Die Städte hier haben Zwiebelturmspitzen, in den Altersheimen hängen Kruzifixe und ihre Bewohner heißen Sepp, Traudl oder Schorschi. Mit ihrem Namen und den dunklen Augen und fällt Zhinas in dieser Umgebung auf und während sie Frühstücksbrote ohne Kruste für die Sepps, Traudls und Schorchis von Station Rot vorbereitet, wirkt es manchmal so, als frage sie sich selbst, wie sie ausgerecht hier gelandet ist.

Dabei ist Zhinas' Weg vom Asyl- ins Altersheim vorgezeichnet, denn sie ist Teil eines Projekts des bayerischen Kultusministeriums, das gezielt Menschen mit Fluchthintergrund für den Pflegeberuf vorbereiten will. Berufsschulen wie die Berufsakademie Passau, an der auch Zhinas ausgebildet wird, bieten spezielle Klassen an, in denen Geflüchtete ein Jahr lang Sprachunterricht und die fachlichen Kenntnisse vermittelt bekommen.

Wer diese so wie Zhinas mit guten Noten beendet, kann die Ausbildung zur Pflegefachkraft anhängen. 2019 waren laut Bundesagentur für Arbeit in Deutschland rund 40.000 Jobs in der Pflege unbesetzt. Gleichzeitig leben hierzulande immer mehr Geflüchtete, die in ihrer neuen Heimat Arbeit suchen. Von Niederbayern bis Nordostholstein gibt es deshalb Projekte, die alle dasselbe wollen: Dem Pflegenotstand entgegenwirken und Integrationsarbeit leisten. Es geht darum, den Pflegekollaps zu verhindern, die Maschine Deutschland am Laufen zu halten. Der Motor, das sollen Menschen wie Zhinas sein. Es klingt wie ein German Dream: Geflüchtete ergreifen Berufe, deren Rahmenbedingungen für die Hiesigen zunehmend unattraktiv sind.

Zhinas ist das im Moment egal, sie hat ein drängenderes Problem. Aus Versehen hat sie einem Bewohner die dreifache Menge Insulin gespritzt. Der Arzt ist informiert, Zhinas soll nun alle 30 Minuten den Blutzuckerspiegel kontrollieren. Kleinlaut hockt sie neben dem betroffenen Bewohner und setzt das Messgerät an. „Es ist nur ein kleiner Pieks, Waldemar", sagt Zhinas, streichelt Waldemars Arm und kurz ist unklar, ob sie damit nur ihn oder vielleicht auch sich selbst beruhigen will. Fehler wie diesen kann sie sich eigentlich nicht erlauben. Denn was, wenn es gesundheitliche Konsequenzen für den Bewohner hat? Was, wenn ihr deshalb gekündigt wird? Was, wenn daraufhin ein gelber Umschlag in ihrem Briefkasten landet? In so einem gelben Umschlag kommen die Ablehnungsbescheide vom Ausländeramt, sagt Zhinas. Alle drei Monate muss sie ihren Reisepass an das Amt schicken, es wird überprüft, ob sich etwas an ihren Beschäftigungsverhältnissen geändert hat. Dann wird entschieden, ob ihre Duldung verlängert wird oder nicht. Alle drei Monate Herzrasen. Alle drei Monate Erleichterung, wenn der Postbote einen weißen Brief und darin den bewilligten Pass bringt.

„Zurück in den Irak? Niemals!", sagt Zhinas und blickt kritisch auf das Blutzuckermessgerät. Der Wert ist noch zu hoch, in 30 Minuten wird sie erneut messen. Auch die anderen Bewohner brauchen Aufmerksamkeit, denn gerade um die Mittagszeit werden viele von ihnen unruhig. So wie Marianne, die so klein ist, dass sie fast in ihrem pinken Pullover verschwindet. Ziellos läuft sie auf und ab. Zhinas weiß, dass Marianne in solchen Momenten ihre Parkbank braucht. Die Parkbank steht in einem Gang neben dem Aufenthaltsraum, eigentlich zu groß und zu hölzern für eine Inneneinrichtung. Zhinas und Marianne setzen sich, die alte Frau beruhigt sich. Sie legt ihren Kopf auf Zhinas' Schulter. Fast wirkt es, als machten die beiden einen Sonntagsausflug.

„Sind wir schon da?"
„Ja, wir sind da. Wie geht es dir, Marianne?"
„Gut."
„Schade, dass es heute regnet,
sonst hätten wir rausgehen können."
„Ja."
„Aber hier auf der Bank ist es doch
auch sehr schön, oder?"
„Du bist sehr schön!"
„Danke, Marianne. Du auch!"
„Sind wir schon da?"

Wie die meisten der der Menschen hier im Altersheim ist Marianne im Zweiten Weltkrieg aufgewachsen. Die Erinnerungen an diese Zeit kommen bei Demenzkranken so intensiv hoch, dass sie sie mit der Gegenwart verwechseln. Es sind Bilder von Zerstörung, von Not, oft auch von Flucht. Plötzlich erscheint die Frage „Sind wir schon da?" ganz logisch. Zhinas hört Marianne zu, wenn die alte Frau wie aus dem Nichts emotional wird, zieht sie Zhinas zu sich heran. Im Gegensatz zu den meisten deutschen Pflegekräften kann Zhinas nachempfinden, welche Bilder Marianne und die anderen Bewohner im Kopf haben müssen. Wenn Zhinas vom Krieg erzählt, klingt das so:

> *Krieg, das ist, wenn du in einer Sommernacht auf dem Flachdach deines Hauses schläfst und plötzlich explodiert der Himmel über dir. Wenn da keine Sterne mehr sind, nur noch Flugzeuge und Bomben und Rauch. Der 03. August 2014, der Tag, an dem der IS das Hauptsiedlungsgebiet der Jesiden um das Sindschar-Gebirge im Irak angreift und der Krieg ausbricht.*
>
> *Krieg, das ist, wenn du dich tagelang in deinem Schlafzimmer versteckst, weil sie draußen auf der Straße jesidische Kinder und Frauen verschleppen und du die Nächste sein könntest. Der Sommer 2014, in dem die Terrormilizen des IS in die Städte vordringen.*

Krieg, das ist, wenn du keinen Strom und kein Wasser mehr hast. 2015.
Krieg, das ist, wenn du wegen der Schüsse nachts
nicht schlafen kannst. 2016.

Krieg, das ist, wenn du Todesangst hast. 2017.
Krieg, das ist, wenn du irgendwann aus deinem Land, das du nie verlassen wolltest, fortgehen musst, weil alles zerstört ist und nichts mehr ist, wie es war.
17. März 2017.

Zhinas nimmt Mariannes Hand. Die alte Christin und die junge Jesidin. Die Demente und die Pflegerin. Wahrscheinlich sieht so das Idealbild aus, das Politikerinnen und Politiker im Kopf haben bei diesen Ausbildungsprogrammen. Zhinas' Chefin, Julia Witte, sagt jedenfalls: „Das große Potential von Geflüchteten in der Pflege liegt daran, dass sie mit den Bewohnern ähnliche Erfahrungen teilen. Da ist ein ganz anderes Level an Empathie möglich."

Witte, Pferdeschwanz, Mitte 40 und zupackendes Auftreten, kennt aber auch die andere Seite. Viele Geflüchtete würden die Ausbildung abbrechen. „Manche sind den körperlichen und emotionalen Ansprüchen nicht gewachsen. Manche haben nicht den Biss, sich die deutsche Sprache richtig anzueignen." Auf Rückfrage fügt sie noch hinzu, dass es auch Geflüchtete gebe, die die Ausbildung deshalb abbrechen, weil sie am Arbeitsplatz Diskriminierung aufgrund ihrer Hautfarbe oder Religion erfahren. Das sind die Herausforderungen.

Zhinas Jangeer lernt im zweiten Ausbildungsjahr hier im Seniorenheim Fürstenzell.

„Ich habe das Gefühl, dass ich manche Hürden zu überspringen hatte", stellt auch Zhinas fest, während sie nochmal Waldemars Blutzucker misst. Sie sagt tatsächlich *Hürden überspringen*. Weil sie das so an der deutschen Sprache möge, sagt Zhinas, dieses Bildhafte. Dabei habe sie anfangs Angst gehabt, vor den merkwürdig gezackten Buchstaben, der Schrift, die von links nach rechts fließt, und vor all diesen zusammengesetzten Wörtern. Kontraktionsprophylaxe, Katheterbeutel, Kompressionsstrumpfhose. Zhinas' erste deutsche Vokabeln, gelernt im Pflegekurs. Sie hat sie damals auf Zettel geschrieben, über ihr Bett gehängt und mit derselben Akribie auswendig gelernt, mit der sie jetzt den Insulinwert ins Protokoll überträgt. Endlich ist er gesunken. Zhinas ist erleichtert, deswegen wird sie keinen gelben Umschlag bekommen. „Geht doch in die richtige Richtung!", sagt auch Pamela Brummer, Zhinas' Ausbildungsleiterin auf der Station. Aufmunternd klopft sie Zhinas auf die Schulter und sagt in tiefstem niederbayerisch: „Des bekomm' ma alles scho hi'." Pamela, die rundliche Frau mit den wachen Augen. „Wir sind nicht nur Kolleginnen, sondern auch Freunde", sagt Zhinas, „Oder, Pam?" „Na, freilich!"

Dabei ist Zhinas erst ein halbes Jahr auf Station Rot unter der Aufsicht von „Pam". Zuvor hatte sie in einem anderen Altersheim gearbeitet, aber die Stimmung dort sei gereizt gewesen, die Kollegen unfreundlich und die Bewohner schwierig. An zwei Situationen muss sie noch heute häufig denken.

Die erste Situation: Als ich einen Mann waschen wollte, griff der plötzlich nach meinem Handgelenk und hielt mich fest. Er trat nach mir und hat geschrien: „Ich weigere mich, mich von so einer anfassen zu lassen. Ich zahle nicht dafür, von solchen Ausländern behandelt zu werden!" Da habe ich mich gar nicht mehr als Mensch gefühlt. Keine der Kolleginnen hat mir geholfen und als ich später davon meiner Chefin erzählte, hat sie nur kurz genickt.

Die zweite Situation: Vorne herum tat meine Chefin so, als sei sie ganz zufrieden mit mir, auf meine Zwischenprüfung bekam ich eine 3. Einen Tag später bat sie mich zu einem Gespräch mit der Heimleitung. Dort hieß es, das Ergebnis sei doch eine 5. Ich würde zu langsam arbeiten, zu wenig Patienten pro Stunde schaffen. Und ich würde nicht ins Team passen. Dann haben sie mir gekündigt.

Sofort war da die Angst vor dem gelben Umschlag. Noch am selben Nachmittag hat Zhinas deshalb bei anderen Altersheimen angerufen und sich nach freien Stellen erkundigt.

Im Seniorenheim Fürstenzell ist die Atmosphäre anders. Die Station Rot verfolgt ein anderes Konzept als viele andere Einrichtungen für Demenzkranke. So werden Bewohnerinnen und Bewohner beim Vornamen angesprochen, sie dürfen ausschlafen, ruhigstellende Medikationen gibt es nur im Ausnahmefall. Dadurch ist der Pflegealltag weniger gehetzt und es bleibt mehr Zeit für Auszubildende wie Zhinas. „Seit sie bei uns ist, hat sie sich nicht nur pflegerisch, sondern auch sprachlich enorm verbessert", sagt Pam über Zhinas. Und Zhinas sagt über Pam: „Das liegt auch an ihr. Sie treibt mich dazu an, mit den Bewohnern zu reden. Und auch klar zu sagen, wenn etwas nicht so läuft." Mei, sie habe von Pam halt gelernt, sich nicht mehr so schnell die Wurscht von der Semmel nehmen zu lassen. Pam hat Zhinas auch auf die Abschlussprüfung zur Pflegehilfskraft vorbereitet, das Ergebnis: eine 2+. Damit das Projekt „Geflüchtete in der Pflege" gelingen kann, braucht es auch Vorgesetzte wie Pam.

Die pflegerischen Handgriffe sitzen bei Zhinas. Routiniert wäscht sie den bettlägerigen Fritz. Ausziehen, Windelwechseln, Einseifen. Genau die Tätigkeiten, für die sich immer mehr Deutsche zu schade sind. Wer will schon Windeln wechseln für 1300 Euro Brutto? „Es ist auch nicht gerade das, was mir in dem Beruf am meisten Spaß macht", sagt Zhinas, „aber Fritz war früher Busfahrer und hat deshalb was für die Gesellschaft geleistet. Jetzt muss man ihm etwas zurückgeben." Sie sagt „die Gesellschaft", nicht unsere. Sie sagt man, nicht ich. Hat sie, Zhinas, das Gefühl, dazuzugehören, zu dieser Gesellschaft? Sie bleibt eine Weile still. Shampoonieren, Abreiben, Desinfizieren. Dann sagt sie: „Irgendwo ja, irgendwo nein." Die meisten Menschen gäben ihr das Gefühl, dazuzugehören. Der Staat hingegen nicht. Der sei schließlich verantwortlich dafür, dass sie in ihrem Zuhause noch immer nicht „Da'hoam" sei, also daheim. Für Zhinas ist „Zuhause" ein Ort, an dem man wohnt. „Da'hoam", bayerisch ausgesprochen, ist ein Gefühl. Nochmal Windelwechseln, Cremen, Massieren.

Zhinas' Arbeitsplatz, das ist das Altersheim. Zhinas' Zuhause, das ist das Asylheim. Seit vier Jahren, weil der Staat alle Anträge auf eine Wohnung ablehnt. Zusammen mit ihren Eltern und zwei Schwestern wohnt Zhinas auf knapp 30 Quadratmetern. Neonröhrenlicht, PVC-Boden, fünf Bettgestelle. Dazu Spinte, Sofa Couchtisch. Wenn Zhinas für ihre Prüfungen lernt, setzt sie sich aufs Bett. Heizung und Internet sollten schon seit Monaten repariert werden. Wenn das Heim voll belegt ist, teilen sie sich Bad und Küche mit acht anderen Familien. Senegalesen, Syrer, Kurden. Christen, Muslime, Jesiden. Das sorgt für Konflikte, einmal kam es sogar zu einer Messerstecherei. Und dazu überall dieser Geruch nach Essen und Urin. Fast wie im Altersheim, nur ohne das Desinfektionsmittel. „Wie soll ich mich so da'hoam fühlen?", fragt Zhinas trotzig. Sie wendet sich wieder Fritz von Station Rot zu. Haare kämmen, Hose anziehen, fertig.

Kein Schreibtisch: Auf knapp 30 Quadratmetern teilt sich Zhinas im Asylheim mit ihren Eltern und zwei Schwestern ein Zimmer.

Von Lara Jäkel

Knochenjob

Blindenhunde ermöglichen Menschen mit einer Sehbehinderung mehr Mobilität und eine sichere Orientierung. Doch oft geht es um viel mehr: einen Platz in der Gesellschaft.

Lola stürmt los. Ein Haken links, ein Haken rechts. Dann eine Vollbremsung, Krallen kratzen über den Holzboden wie Kreide auf einer Tafel. Aus der Ecke hinter der Tür fischt die schwarze Labradorhündin einen Lederbeutel mit Futter und stolziert zurück. „Gut gemacht", lobt Isa Fähnrich und hält ihr die Leckerchen auf der flachen Hand hin. Von der Garderobe im Flur holt sie ein weißes Geschirr. „Komm, einsteigen!", ruft sie der Hündin zu. Lola schiebt ihren Kopf durch das Gestell und wartet geduldig, bis alles sitzt. Wie ein Schauspieler, wenn die Regieklappe fällt, ist Lola in eine andere Rolle geschlüpft.„Blindenführhund" steht in Großbuchstaben auf dem Geschirr auf ihrem Rücken.

Etwa 1,2 Millionen Menschen in Deutschland sind Schätzungen zufolge blind oder sehbehindert, haben also auch mit Brille oder Kontaktlinsen eine Sehkraft von weniger als 30 Prozent. Für sie können alltägliche Situationen zur unbezwingbaren Barriere werden. Lola ist einer von deutschlandweit 2500 Blindenhunden, die ihre Besitzer dabei unterstützen, solche Hindernisse zu umgehen. Sie steht Isa Fähnrich zur Seite, wenn andere Menschen lieber wegschauen. Doch für eine wirklich barrierefreie Teilhabe müsse sich auch auf gesellschaftlicher Ebene vieles verändern.

Es ist ungewöhnlich kalt für einen Augustnachmittag. In einer himmelblauen Fleecejacke steht Isa Fähnrich in ihrem Wintergarten in Berlin-Zehlendorf und bereitet Lola für den Spaziergang vor. Die weißen Haare trägt Fähnrich kurz, ihre Statur ist schmal, eine getönte Brille schützt die Augen vor hellem Licht. Die Fenster hinter ihr geben den Blick auf einen sorgfältig angelegten Garten frei. Der Wind reißt an Bäumen, Büschen und Blumen, ein wildes Meer aus Grün, Gelb, Pink und Violett. Fähnrich ist ausgebildete Gärtnerin, später studierte sie Gartenbau und arbeitet inzwischen als Lehrerin in einem Berufsbildungswerk für junge Erwachsene mit psychischer Erkrankung.

Heute ist sie 63, ist kurz vor der Rente – und kann die Blütenpracht in ihrem Garten nur noch erahnen. „Mit Anfang dreißig hat mein Augenarzt eine Veränderung auf der Netzhaut bemerkt", erinnert sich Fähnrich. Die Diagnose: Retinitis Pigmentosa, eine langsam fortschreitende Krankheit, bei der die lichtempfindlichen Zellen der Netzhaut absterben. Auf dem linken Auge kann sie bei guten Lichtverhältnissen noch Umrisse erkennen, doch das Sichtfeld ist stark eingeschränkt. „Man kann sich das vorstellen, als würde man sich eine Klopapierrolle vor das Auge halten", erklärt sie.

„Irgendwann habe ich bemerkt: Ich gehe gar nicht mehr aus dem Haus."

Als die Krankheit noch nicht so weit fortgeschritten war, hat Fähnrich einen Blindenstock genutzt. Doch damit konnte sie Hindernisse oft erst erkennen, als der Stock schon daran angestoßen war. „Das war oberbeschwerlich", sagt sie. „Irgendwann habe ich bemerkt: Ich gehe gar nicht mehr aus dem Haus." Nach langem Überlegen entschied sich die Berlinerin, den Antrag für einen Blindenhund zu stellen.

„Sie ist ein echtes Energiebündel", sagt Isa Fähnrich über ihre 4-jährige Hündin Lola.

Die Ausbildungskosten von bis zu 30.000 Euro übernimmt die Krankenkasse, denn Führhunde sind gesetzlich als Hilfsmittel anerkannt. Doch der Prozess ist langwierig: Ein Augenarzt muss eine Sehleistung von weniger als fünf Prozent bescheinigen, dann muss die Blindenhundeschule einen Kostenvoranschlag an die Krankenkasse schicken. Der Antragsteller muss nachweisen, dass er körperlich fit ist und der Wohnraum eine artgerechte Haltung ermöglicht. Erst dann kann die Ausbildung des Blindenhundes beginnen. So vergingen vom ersten Gutachten der Augenärztin bis zu Lolas Einzug im April 2019 mehr als zwei Jahre.

Inzwischen sind Isa Fähnrich und ihr Führhund längst aufeinander eingespielt, ein harmonisches Duett. Während sie im engen Flur ihre Schuhe anzieht, wartet Lola vor der Tür. Fähnrich dreht den Schlüssel im Schloss, packt den Blindenstock ein, greift den Bügel am Hundegeschirr. „Voran!", weist sie die Hündin an. Eifrig tappt Lola los, immer geradeaus, wie auf einer unsichtbaren Linie. Das Glöckchen an ihrem Halsband bimmelt im Takt der Schritte. An der Bordsteinkante hält sie an und wartet auf das nächste Kommando, den Blick aufmerksam auf ihre Besitzerin gerichtet.

„Bordsteine und Treppen sind für mich oft nicht erkennbar", erklärt Fähnrich. Durch das Anhalten mache sie der Hund auf solche Hindernisse aufmerksam. „Bus!", ruft sie kurz darauf, als das Gespann auf den Bus- und U-Bahnhof Onkel Toms Hütte zusteuert. Sofort dreht Lola ab und läuft zielstrebig vorbei an geparkten Fahrrädern, einer Werbetafel und einer Straßenlaterne, bis sie direkt vor dem Haltestellenschild zum Stehen kommt.

Bis zu 80 solcher Hörzeichen lernen Blindenführhunde während ihrer Ausbildung, oft in einer Fremdsprache, damit sie nicht durch zufällig aufgeschnappte Wörter verwirrt werden. Fähnrichs Hündin kann sie zu Briefkästen, Fahrstühlen, freien Sitzplätzen, Ticketschaltern oder Eingangstüren in der Nähe führen – sogar an Orte, die sie noch nicht kennt. Außerdem kann sie in gefährlichen Situationen selbstständig entscheiden und den Befehl verweigern, etwa vor einer Bahnsteigkante. „Intelligenter Ungehorsam", heißt das in der Fachsprache.

Was die Führhunde leisten, ist bemerkenswert: Normalerweise orientieren sich Hunde vor allem an Geräuschen und Gerüchen, ihr Sehvermögen ist schwächer ausgeprägt. Während der Führarbeit müssen sie trotzdem die gesamte Umgebung im Blick behalten. Auch einen tiefhängenden Ast, der für sie selbst keine Gefahr wäre, erkennen sie als Hindernis und führen den Menschen daran vorbei. Diese Arbeit sei für den Hund sehr anstrengend, sagt Fähnrich. Zwischendurch und an den Wochenenden versuche sie darum, ihr viel Freilauf zu ermöglichen. „Nicht, dass Lola mir mal mit der Gewerkschaft auf den Pelz rückt, weil sie am Wochenende arbeiten muss", scherzt sie.

„Es gab immer mal Situationen, wo ich gedacht habe: Worauf habe ich mich da eingelassen?"

Ob ein Hund für eine so fordernde Aufgabe geeignet ist, entscheidet sich schon im Welpenalter. Die meisten Blindenhunde sind Labrador Retriever, Golden Retriever oder Deutsche Schäferhunde. Besonders nervenstarke, intelligente und gesunde Tiere ohne großen Jagdtrieb werden ausgewählt und verbringen ihr erstes Lebensjahr bei einer Patenfamilie, wo sie vorbereitet werden. Die anschließende Ausbildung in einer Blindenhundeschule dauert zwischen sechs und zwölf Monaten. Während dieser Zeit lernen sich der Hund und der spätere Besitzer kennen und können testen, ob sie zueinander passen. Am Ende der Ausbildungszeit müssen beide eine Gespannprüfung ablegen, in der Kommunikation und Verkehrssicherheit getestet werden.

Lola ist Isa Fähnrichs erster Hund. Das Temperament und schnelle Grundtempo seien ihr sofort aufgefallen, erinnert sie sich. Anfangs habe sie das auch ein wenig überfordert, gibt sie

Schon 1916 wurde in Deutschland der erste Blindenhund für einen Kriegsveteranen ausgebildet.

„In meinem Kiez sind wir bekannt wie ein bunter Hund."

zu, vor allem beim Freilaufen. „Es gab immer mal Situationen, wo ich gedacht habe: Worauf habe ich mich da eingelassen?" Um solche Probleme zu vermeiden und die Kommandos aufzufrischen, trainiert das Gespann regelmäßig in der Blindenhundeschule, in der Lola ausgebildet wurde.

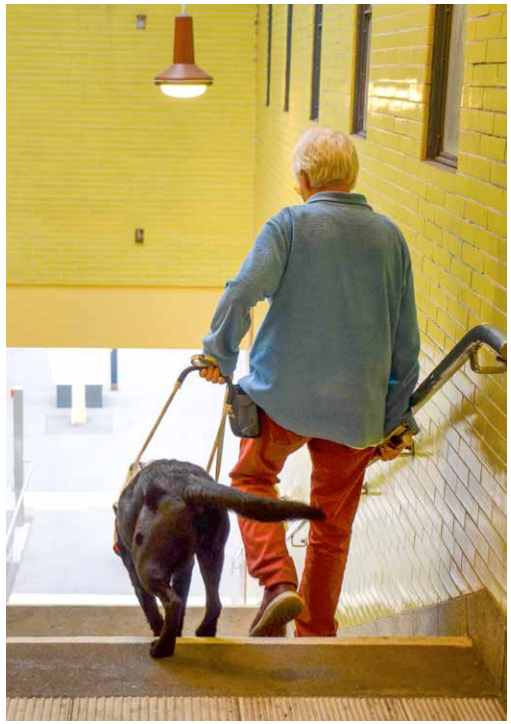
Dabei wird auch geprüft, ob der Hund noch fit genug für die Führarbeit ist. Wenn sie gesund und motiviert bleiben, gehen Blindenhunde nach acht bis zehn Jahren in Rente. Als blinder Mensch für so lange Zeit die Verantwortung für einen Hund zu übernehmen, sei eine große Aufgabe, sagt Fähnrich, die allein in ihrem Reihenhaus lebt. Wohl auch deshalb haben nur zwei Prozent der Sehbehinderten in Deutschland einen Blindenführhund. „In meinem Kiez sind wir bekannt wie ein bunter Hund", sagt Fähnrich lächelnd.

In der Ladenstraße des Bahnhofs reiht sich Schuhgeschäft an Supermarkt, Apotheke an Elektromarkt. Menschen eilen von links nach rechts, unten rattert die U-Bahn durch den Tunnel. Lola spitzt die Ohren. Ihr Blick bleibt nach vorne gerichtet. „Tür", lautet das nächste Kommando. Vor dem Eingang der Bäckerei bleibt sie kurz stehen, dann erklimmt das Gespann die zwei flachen Treppenstufen. „Wir haben noch Kirschkuchen, Quarkbällchen, Zimtschnecken…", zählt die Verkäuferin auf, während Lola mit ihrer Zunge über den gefliesten Fußboden schlabbert. „Pfui!", schimpft Fähnrich, als sie es bemerkt, doch da hat sich die Hündin schon ein paar heruntergefallene Krümel einverleibt.

Als Blindenführhund darf Lola auch dorthin mitkommen, wo Tiere eigentlich nicht erlaubt sind – zur Arbeit, in den Supermarkt oder bei einem Arzttermin. Sie fährt kostenlos im öffentlichen Nahverkehr mit, ist von der Hundesteuer befreit und darf auch auf Parks und Wiesen freilaufen, die für andere Hunde gesperrt sind. Das weiße Führgeschirr gilt dabei als offizielle Kennzeichnung. Diese Sonderrechte sind mit dem bundesweiten Teilhabestärkungsgesetz, das im Juli 2021 in Kraft getreten ist, noch einmal verstärkt worden. Im Alltag gebe es trotzdem häufig Probleme, berichtet Isa Fähnrich.

Vor ein paar Monaten sei sie etwa beim Impfzentrum schon am Tor abgewiesen worden; weder ihren Hund noch eine Begleitperson habe sie mit reinnehmen dürfen. Erst nach einer Beschwerde bei der Schwerbehindertenbeauftragen Berlins sei die zweite Impfung ohne Probleme verlaufen. Auch zur Blutspende könne sie mit Lola nicht mehr gehen. „Die reden sich immer mit Hygienevorschriften raus", erzählt Fähnrich und wischt mit der Hand durch die Luft, als wolle sie die Bedenken wegschieben. „Dabei könnte ich sie ja auch an der Tür ablegen und ihr das Kommando geben, dort auf mich zu warten. Dann würde sie gar nicht mit anderen in Berührung kommen." Nur draußen lassen darf sie den Hund nicht – dann würde sie die Aufsichtspflicht verletzen, die von der Krankenkasse vorgegeben ist.

Etwa zehn Millionen Deutsche haben eine Behinderung, wie der Mikrozensus 2017 des Statistischen Bundesamtes zeigt. Seit 1994 ist im Grundgesetz festgehalten, dass Menschen nicht aufgrund ihrer Behinderung benachteiligt werden dürfen, später kamen weitere Gleichstellungsgesetze dazu. Doch im Alltag werde oft zu wenig Rücksicht auf Menschen mit Behinderung genommen, sagt Fähnrich. E-Roller und Fahrräder lägen manchmal mitten auf dem Gehweg und seien für Blinde oder Rollstuhlfahrer kaum zu überwinden. Viele Fußgänger gingen nah an ihr vorbei, ohne sich bemerkbar zu machen. „Ich würde mir einfach wünschen, dass man aus der eigenen Welt mal ein bisschen rausguckt", sagt sie. „Ein kleiner Gruß würde ja schon reichen, dass ich mich nicht so erschrecken müsste."



Vor jedem Treppenabsatz hält Hündin Lola an, um Isa Fähnrich sicher nach unten zu bringen.

Laut dem Mikrozensus haben Menschen mit Behinderung seltener einen Job, ein niedrigeres Einkommen, und leben häufiger allein als der Durchschnitt. Auch Isa Fähnrich berichtet, sie habe immer wieder das Gefühl, ausgegrenzt zu werden. „Weil viele verunsichert sind und nicht wissen, wie sie mit einem umgehen sollen, vermeiden sie lieber den Kontakt." Darum setzt sie sich dafür ein, dass mehr Berührungspunkte zwischen Menschen mit und ohne Behinderung entstehen. In einer Selbsthilfegruppe berät sie Betroffene, wie ein selbstbestimmtes Leben trotz Krankheit möglich ist. Gemeinsam mit anderen Blinden und Sehbehinderten plant sie zudem, Schulklassen zu besuchen und dort über Erkrankungen wie ihre aufzuklären.

„Der Hund hilft als Brücke, um mit anderen ins Gespräch zu kommen. Dadurch vereinsamt man nicht so."

Auch Lola helfe ihr dabei, mehr mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. Sie sei viel mehr unterwegs als vorher und habe neue Freundschaften zu anderen Hundebesitzern geknüpft, sagt Fähnrich: „Der Hund hilft als Brücke, um mit anderen ins Gespräch zu kommen. Dadurch vereinsamt man nicht so." Vor allem aber könne sie sich mit Lola wieder sicherer und schneller durch die Stadt bewegen. Besonders im Dunkeln sei das eine immense Erleichterung. Die letzte Verantwortung liege aber beim Menschen, betont sie. Beim Überqueren der Straße verlasse sie sich zum Beispiel auf ihr Gehör, denn Hunde können Rot und Grün nicht unterscheiden. Außerdem gebe es immer mal Situationen, in denen sich der Hund doch ablenken lässt.

An der Kreuzung vor ihrem Haus kommt den beiden ein großer, sandfarbener Rüde entgegen. Lola fiept, zieht am Geschirr, ignoriert das Kommando zum Weitergehen. Fähnrich legt die Stirn in Falten. „Das soll sie jetzt eigentlich nicht machen. Aber das ist der Sam, den liebt sie über alles", sagt sie. „Lola, voran!", versucht sie es noch einmal, diesmal bestimmter. Aber die Hündin wendet ihren Blick nicht von Sam ab. Erst als der Rüde mit seinem Besitzer um die Ecke biegt, setzt sie sich zögerlich wieder in Bewegung. Fähnrich zuckt mit den Schultern. „Am Ende ist sie eben doch ein Hund."

Goldene Nadel

Von Lara Reile

Lena Deininger leitet mit nur 24 Jahren das Impfzentrum in Fürstenfeldbruck. Konnten sie und ihr Team sich zum Beginn der Kampagne nicht vor Impfwilligen retten, stehe das Impfzentrum jetzt vor einer ungewissen Zukunft.

Von außen wirkt das Gebäude in der Industriestraße unscheinbar. Weißgraue Fassade, die Rollläden auf Halbmast, nur ein großes Banner, das darauf hinweist, was hinter den Mauern der Hausnummer 1 passiert.

Innen erinnern noch die unverkennbaren, gelb-beige marmorierten Bodenfliesen daran, dass hier früher Kunden vor der Entscheidung zwischen Kopf- und Eisbergsalat standen oder Angestellte H-Milch etikettierten. Statt Pasta-Packungen und Dosenpfirsichen lagern im Nebenraum jetzt 5-Milliliter-Spritzen sowie Desinfektionsmittel und Handschuhe. Die Kühltheke ist durch Kühlschränke ersetzt worden, Pizza und Pommes durch Moderna, Biontech und Astrazeneca. Anfang des Jahres, als der Impfstoff knapp und die Nachfrage groß war, musste viel improvisiert werden.

Also wurde aus dem alten Supermarkt das Impfzentrum des Landkreises Fürstenfeldbruck. In einem Gebäude, das nicht als medizinische Einrichtung gedacht ist, war es an den Mitarbeitenden, ein „richtiges" Impfzentrum aufzubauen. Lena Deininger, Verwaltungsleiterin des Komplexes, ist erst 24 Jahre alt. Während andere in dem Alter sich in der Berufswelt noch orientieren, übernimmt sie die Führung. Was hat sie dazu getrieben, Leiterin eines Impfzentrums zu werden, in einer Zeit, in der die Öffentlichkeit über kein anderes Thema hitziger diskutierte? In der die Entscheider ständig neue Empfehlungen zum Impfen veröffentlichen, die interpretiert und umgesetzt werden wollen? Und wie geht sie damit um, dass sie erst Impfwillige abweisen und jetzt um sie werben muss?

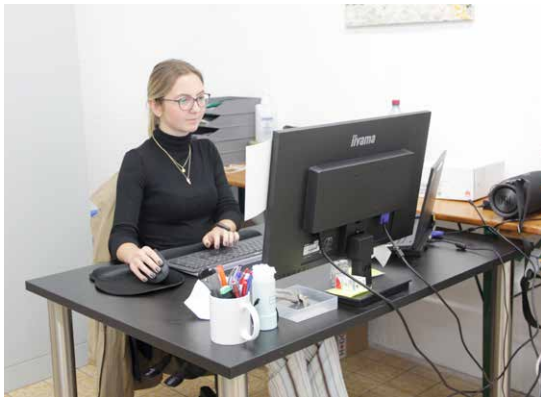
Eigentlich arbeite sie gerade im Backshop, sagt Deininger lachend. Denn in dem Raum, in dem jetzt ihr Schreibtisch steht, wurden früher Backwaren für die Supermarktkunden hergestellt. Der Geruch von frischen Semmeln ist allerdings längst verflogen, nur noch gelbe Rauchflecken an der Decke erinnern daran. Dort sitzt die 24-Jährige und trägt ein schlichtes, schwarzes Rollkragenoberteil, eine gestreifte Businesshose, dazu dezenten Goldschmuck und schwarze Lederslipper, während sie sich um die Organisation kümmert. Wie viele Dosen von welchem Impfstoff werden pro Tag verimpft, wie viele braucht es? Wie können mobile Impfaktionen organisiert werden und wie erfahren die Bürgerinnen und Bürger davon, wenn der Impfbus in ihrer Gemeinde hält? Dass Deininger inzwischen Zeit hat, alle diese Fragen in Ruhe zu klären, schien Anfang des Jahres undenkbar. „Im ersten Monat habe ich sieben Tage die Woche gearbeitet. Wir haben teilweise 16 Stunden durchgerödelt. Ich kann mich erinnern, dass ich das erste Mal an meinem Geburtstag wieder richtig frei hatte, das war Mitte März". Natürlich hätten ihr Freunde schon öfter gesagt, sie solle weniger arbeiten. Aber das sei eben nicht so leicht, wenn man „für das Projekt brenne". Auf ihrem Schreibtisch stehen drei leere Impfstoffdosen. Um das Wesentliche nicht aus den Augen zu verlieren, hat sie Comirnaty, Spikevax und Vaxzevria, wie es auf den Etiketten der Impfstoffe geschrieben steht, immer im Blick.

> „Im ersten Monat habe ich sieben Tage die Woche gearbeitet."

Was motiviert einen Menschen, so viel Energie und Zeit in die Impfkampagne zu investieren? Eine Antwort könnte in Deiningers Lebenslauf liegen. Nach ihrem Bachelorstudium wollte sie Ende 2019 in der Eventbranche beruflich durchstarten, ein neues Geschäftsfeld

Lena Deininger hat in der Eventbranche gearbeitet, bevor sie die Leitung des Impfzentrums übernahm. Eine alte Supermarktfiliale beherbergt das Impfzentrum in Fürstenfeldbruck.

Der Andrang hält sich in Grenzen: Momentan nutzt das Impfzentrum nicht einmal die Hälfte seiner Kapazität.



Termine koordinieren, Material bestellen, Anfragen beantworten: Deininger ist dafür verantwortlich, dass im Impfzentrum alles läuft.

beim Erlebnisdienstleister Jochen Schweizer mit aufbauen: „Ich bin da voll motiviert reingegangen und dann kam Corona" – sofort wird sie in Kurzarbeit geschickt. Auch wenn sie am Ende noch 80 Prozent ihres Gehalts verdient hat, ist ihr klar gewesen: „Ich lebe gerade vom Staat und deswegen wollte ich unbedingt etwas zurückgeben." Schon vorher war sie unter anderem als technische Leiterin mehrere Jahre ehrenamtlich in der Wasserwacht Mammendorf aktiv. Deshalb entscheidet sie sich, den dreimonatigen Lehrgang zur Rettungssanitäterin zu absolvieren – Hauptsache eine Aufgabe. Im Dienst lernt sie den ärztlichen Leiter des Impfzentrums in Fürstenfeldbruck kennen, der ihr ein Jobangebot macht. Erst baut sie die Hotline des Impfzentrums auf, bekommt daraufhin die Stelle als Verwaltungsleitung angeboten. „Ich war direkt begeistert von der Chance", sagt die 24-Jährige. Rund 100 Personen arbeiten im Impfzentrum, neben Ärztinnen und medizinischen Fachangestellten auch Quereinsteiger und Ehrenamtliche.

Zu Beginn, als die Priorisierung noch eine große Rolle spielte, mussten Deininger und das medizinischeTeam im Einzelfall oft anhand des aktuellen Gesetzestexts beurteilen, ob geimpft wird. Die Verwaltungsleiterin erzählt von einem Ehepaar, bei dem ein Partner bereits geimpft werden durfte, weil er mit einer Behinderung lebt. Der andere Partner konnte sich noch nicht impfen lassen, obwohl er Kontaktperson ersten Grades war: „Der hat dann angefangen zu weinen und geschildert, wie schlimm die Situation für ihn ist. Da hadert man mit den Vorgaben." In Deiningers erster Woche hat das Zentrum die Impfkapazität verdoppelt, statt 300 etwa 600 Impfungen täglich: „Es war klar, wir müssen impfen, impfen, impfen!"

Auch ihre persönliche Erfahrung mit Corona beeinflusst, warum sie sich so stark für die Kampagne einsetzt. Obwohl sie bereits Anfang des Jahres doppelt geimpft worden ist, steckt sie sich im Sommer mit dem Virus an – ein sogenannter Impfdurchbruch. Sie erkrankt symptomatisch, aber nicht allzu stark. Natürlich habe sie sich gefragt, wie viel schlimmer es noch hätte laufen können, wäre sie nicht geimpft gewesen, meint Deininger. Ihre eigene Infektion habe sie also nie am Sinn des Impfens zweifeln lassen, sondern nur ihre Überzeugung gestärkt.

Nachdem die erste Flut an Mails an diesem Morgen beantwortet ist, dreht Deininger eine Runde durchs Zentrum, verschafft sich einen Überblick. Erst zum Ausgang, denn der Mitarbeiter

Goldene Nadel

IMPFDURCHBRUCH

Als Impfdurchbruch bezeichnet man laut Robert-Koch-Institut eine „SARS-CoV-2-Infektion (mit klinischer Symptomatik), die bei einer vollständig geimpften Person mittels PCR oder Erregerisolierung diagnostiziert wurde".

Als vollständig geimpft gilt man dabei, „wenn nach einer geschlossenen Impfserie mindestens zwei Wochen vergangen sind". Meistens haben die Erkrankten leichtere Symptome und eine geringere Viruslast als Nicht-Geimpfte, die sich infizieren. Deswegen werden Impfdurchbrüche eher als Beweis für die Effektivität der Impfung gewertet.

dort sieht auf einem kleinen Tablet, wie viel von welchem Impfstoff aktuell schon verimpft wurde. Deiningers Blick fällt auf die Tabelle: „Ungefähr 11:00 Uhr und 71 Dosen bis jetzt. Mal schauen, wie viele noch ohne Termin kommen." Dann weiter zum Empfang, wo die Mitarbeiterin Kulis für alle Impfwilligen bereithält, damit sie ihre Anmeldungen ausfüllen können. Noch hat sie genügend desinfizierte Stifte auf Vorrat, im Warteraum sitzen nur eine Handvoll Menschen. Deininger geht in eine der Dokumentationskabinen, wo eine andere Mitarbeiterin die Daten der Besucher in eine Datenbank tippt. „Ich habe das Gefühl, manche von den Impflingen werden unfreundlicher, weil sie nicht mehr freiwillig hier sind, sondern aus Angst vor Einschränkungen für Ungeimpfte", berichtet diese. Deininger hakt nach, den Eindruck hatte sie bisher noch nicht. Dann steuert die 24-Jährige den Gang hinunter Richtung Labor, vorbei an der Ärztin, die hinter einer Theke auf die Besucher wartet, um mit ihnen letzte Details zu besprechen. Deininger setzt sich zu den Mitarbeitenden, die gerade Impfdosen aufziehen, an den Tisch. Wenn der Tag so ruhig wie heute ist, hat sie zumindest genügend Zeit, sich mit ihnen auszutauschen, auch über den Urlaub: „Erzähl mal, wie war es in der Türkei? Wie geht es den Kindern?"

Rund 120 Termine sind in Fürstenfeldbruck für heute vergeben, dazu werden noch einige Personen kommen, die ohne Anmeldung geimpft werden wollen.

„Ich habe das Gefühl, manche von den Impflingen werden unfreundlicher, weil sie nicht mehr freiwillig hier sind, sondern aus Angst vor Einschränkungen für Ungeimpfte."

Zu Hochzeiten hätten sich über 1000 Personen am Tag impfen lassen. Überall stockt die Impfkampagne, und das, obwohl Ende August erst 64,1 Prozent der Deutschen mindestens einmal und 59 Prozent vollständig geimpft sind. In Bayern liegen die Zahlen etwas niedriger: 57,5 Prozent sind hier vollständig geimpft, 61,4 Prozent mindestens einmal. Im Impfzentrum in Fürstenfeldbruck wurden bei etwa 219.000 Einwohnern im Landkreis bis dahin etwa 69.000 Erst- und 65.000 Zweitimpfungen verabreicht. Nochmal die gleiche Menge kam in Arztpraxen dazu. Lösungsansätze sind momentan vor allem mobile Impfteams, die in die Ortschaften fahren und Kooperationen mit Einrichtungen wie der Tafel.

Möglichst viele Menschen in der Bevölkerung zu erreichen und zu impfen ist die eine Herausforderung. Die andere: Die Motivation der Mitarbeiter hochhalten, auch wenn gerade wenig Andrang herrscht. Dazu kommt, dass die Zukunft der Impfzentren unsicher ist. Die Verträge der Mitarbeiter laufen bereits am 30. September aus, obwohl die Kampagne im Herbst mit den Drittimpfungen wieder Fahrt aufnehmen könnte. „Am Anfang haben wir immer gewitzelt, dass wir bestimmt mal ins Landratsamt eingeladen werden und, dass uns jemand einen Blumenstrauß und eine goldene Nadel überreicht", erzählt Deininger. Nachdem die Einladung bisher nicht erfolgt ist, wollte sie die Erfahrung der vergangenen Monate anders verewigen – und entschied sich dafür, eine kleine, goldene Impfnadel als Kettenanhänger bei einem Goldschmied anfertigen zu lassen. Die baumelt jetzt um ihren Hals. Wie genau die Zukunft des Zentrums in Fürstenfeldbruck aussehen wird, weiß die Chefin nicht. Auch der nächste Schritt in ihrer eigenen Karriere ist noch nicht geplant. Klar ist nur: die Backstube kommt nicht zurück. Wenn das Zentrum schließt, wird der alte Supermarkt endgültig abgerissen.

Von Nick Kaspers

Unter Strom

Daniel Staiger kandidiert in Dortmund für den Deutschen Bundestag, obwohl er weiß, dass er keine Chance hat. Das macht ihm nichts, denn er definiert politischen Erfolg anders.

Die braunen Anzugschuhe auf den Sockel gedrückt, ein fester Griff ans untere Ende der Stange und mit einem Ruck nach oben. Schon steht der Pavillon. Zurück auf die Knie. Ein Kabelbinder unten, einer oben. Festziehen. Fertig. Jetzt hängen auch die Wahlplakate. Noch bevor Daniel Staiger sein Hemd in der Hose geraderichten, die Beine ausstrecken und den Blick über den Platz schweifen lassen kann, schleudert ein Passant ihm die erste Frage an den Kopf: „Warum soll ich euch wählen?" Die Antwort wird Staiger an diesem Tag geben, mehrmals.

In wenigen Sekunden wechselt Staiger von der ungemütlichen Hocke eines Erntehelfers beim Spargelstechen in den festen Stand eines Gewichthebers: Die Füße schulterbreit auseinander, Zehenspitzen zeigen in Richtung Knie, Spannung im Rücken. Er hört zu, erklärt, bejaht, verneint, diskutiert, während sich der Passant von Zigarette zu Zigarette und von Frage zu Frage hangelt. Staiger ist so sehr beschäftigt, dass er noch keine Zeit hatte, die Kabelbinder aus seiner Hand wegzulegen. Wie der Taktstock eines Dirigenten helfen sie ihm beim Arrangieren der Argumente. Daniel Staiger, 36, dichter Bart, dunkelbraune Haare, breites Lachen, ist bei der Bundestagswahl im September Direktkandidat für den Wahlkreis Dortmund I und belegt den Listenplatz zwei seiner Partei in NRW. Wenn es nach dem Aufwand für den Wahlkampf geht, könnte er der Kandidat einer großen Partei sein. Doch er tritt an für die Kleinpartei Volt. Seine Chancen, in den Bundestag einzuziehen, ließen nur einen Utopisten frohlocken. Seit 1949 stellte die SPD durchgehend den Bundestagskandidaten in Staigers Wahlkreis. Und um über die Landesliste einzuziehen, müsste es seine Partei erst einmal bei der Bundestagswahl über die Fünf-Prozent-Hürde schaffen oder mindestens drei Direktmandate gewinnen - bisher ist das nie gelungen .

Kandidat Staiger ficht einen chancenlosen Kampf. Einen Kampf, der viele Nerven, viel Zeit und Geld kostet, mit Erfolgsaussichten, für die andere keinen Pavillon aufbauen würden. Doch was treibt Kandidaten von Kleinstparteien an, diesen Kampf aufzunehmen? Und was bedeutet politische Partizipation, ohne Teil des Parlaments zu sein?

Es ist ein ruhiger Montagnachmittag am Ostenhellweg in Dortmund. Im Schatten der Reinoldikirche schlürfen Café-Gäste ihren Frisch-Gebrühten. Von der Imbissecke zieht ein intensiver Geruchsmix aus Currywurst, Pommes-Schranke und Nutella-Crêpes über den Standplatz. Staiger diskutiert immer noch mit demselben Passanten über, ja, worüber eigentlich? Von der schlechten Verkehrsanbindung der Dortmunder Innenstadt kommt der Herr zur Corona-Politik. Zwischendurch schiebt er einen „Bitte tut mehr für Hartz-IV-Empfänger"-Block ein. Erst, als sich seine Tabak-Packung dem Ende entgegen neigt, kehrt er ab. Aus dem „Warum soll ich euch wählen?" ist ein „Ihr seid in meiner engeren Auswahl" geworden. Ein bisschen ist Staiger jetzt Wahlsieger geworden.

Dass Staiger heute Parteimitglied von Volt ist und für die Partei direkt kandidiert, hatte seinen Ursprung in einer ähnlichen Frage: Wen soll ich eigentlich wählen?

„Ich bin in einer schwarz-gelb dominierten Region aufgewachsen. Mein Elternhaus war rot-grün", sagt er. Zwischen den Parteien CDU, FDP, SPD und Grüne habe er bei den Wahlen hin- und hergewechselt. „Ich konnte sie wählen, aber ich hätte niemals bei denen mitmachen und für sie auf die Straße gehen können", so Staiger. Dafür hätten die Parteien zu wenige seiner politischen Überzeugungen abgedeckt.

Staiger ist weltoffen und war in seinem Leben viel unterwegs. Geboren in Buxtehude, aufgewachsen rund um Hamburg, hat er in sechs verschiedenen Bundesländern gelebt. Beruflich war er als Vertriebler in Brasilien. Von dort kommt auch seine Frau, die nun mit ihm in Dortmund lebt. Politisches Engagement hat ihn schon lange gereizt. Doch in welcher Partei? Vor der Europawahl 2019 sollte der Wahl-O-Mat helfen. Und der brachte Staiger zu Volt. Seitdem habe zwischen ihm und Volt „fast alles gepasst": die politischen Ziele, die Parteistrukturen, die Veranstaltungen, die Menschen.

Volt ist eine pan-europäische Bürgerbewegung, die in 29 Ländern aktiv ist und auch auf Landes- und Kommunalebene Ableger hat. 2017 wurden in mehreren EU-Mitgliedsstaaten mehrere Volt-Parteien registriert. Seitdem setzen sich die Mitglieder der Partei für einen Gegenentwurf zum erstarkenden Nationalismus ein: Für eine europäische Republik, die aktuelle Herausforderungen im großen Kontext anpackt. Die Wahlerfolge der Partei fallen klein aus: Bei der Europawahl 2019 erhielt sie in Deutschland 0,7 Prozent aller Stimmen. In NRW ist Volt 2020 immerhin in neun Stadträte eingezogen. Bei den Landtagswahlen in Hamburg, Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz war 1,3 Prozent das bisher beste Ergebnis.

Ein anstrengendes Gespräch mit einem Querdenker hat Daniel Staiger gerade hinter sich. Der nächste Passant: ein ehemaliger Grünen-Wähler. Heute wähle er gar nicht mehr. Zu enttäuscht sei er von der Partei – und von allen anderen Etablierten. „Da stehst du schon erst mal da, atmest tief durch, lässt dich vielleicht etwas hängen. Solche Gespräche sind sehr anstrengend", sagt Staiger, als er sich an eine Situation bei einer Wahlkampfaktion in Unna erinnert. Zehn Minuten habe er mit dem Passanten geredet. Danach habe dieser einen Satz gesagt, der Staiger zufolge sinnbildlich dafür stehe, warum er sich politisch engagiert: „Ich habe lange nicht mehr gewählt, aber jetzt gehe ich wieder wählen." Staiger der Wahlmotivator. Der Demokratiekämpfer.

Die Sonne kommt hinter der Stadtkirche St. Marien hervor. Vor den goldenen Rolex-Uhren in der Auslage des Wempe-Stores blühen Geranien und Petunien in lila, pink und weiß. Der Ostenhellweg wirkt belebt, aber nicht hektisch, weil sich Menschen auf der Straße herumtreiben, aber nicht in Eile sind. Und während Staiger sich daran erinnert, wie er einen Nicht-Wähler umstimmen konnte, scheint es, als habe er den Stress des Wahlkampf-Alltags vergessen. Doch das ist eine Momentaufnahme. Seit Wochen steht Staiger sprichwörtlich unter Strom. Unter der Woche arbeite er täglich vier bis fünf Stunden für Volt – zusätzlich zu seinem Vollzeitjob als Vertriebler. „Man kann sagen, außer Essen, Schlafen, Arbeiten

und Volt gibt es für mich im Moment nichts", sagt er. Seinen Freundeskreis habe er für die Wahlkampf-Zeit komplett kaltgestellt. Auch im Dartverein sei er zurzeit nicht aktiv. „Dieses Jahr habe ich, glaube ich, noch keinen Pfeil geworfen."

Und wofür das alles? „Die Illusion auf ein Direktmandat mache ich mir nicht", gibt Staiger zu. Seine Aufstellung als Direktkandidat sei eher taktischer Art: um mehr Aufmerksamkeit zu bekommen und sein Gesicht zu zeigen. Wenn überhaupt, könne er es über die Landesliste schaffen. Doch dafür müsste Volt bundesweit mindestens fünf Prozent aller Stimmen oder drei Direktmandate holen.

„Die Fünf-Prozent-Hürde ist unser größter Feind." Sie erschwere gerade für kleine Parteien den Wahlkampf. „Viele Passanten sagen, sie würden uns wählen, aber wir würden es eh nicht über fünf Prozent schaffen, deswegen wählen sie uns nicht." Staiger plädiert für eine Reform, beispielsweise eine Herabsetzung auf drei Prozent oder die Möglichkeit einer Drittstimme. Mit den gegebenen Voraussetzungen sehe Staiger für seinen Einzug in den Bundestag per Liste keine Chance.Mandate oder Regierungsbeteiligungen seien jedoch nicht Staigers Antrieb, so viel Zeit und Herzblut in eine Kleinpartei zu investieren. „Man muss von der Sache überzeugt sein. Man muss für seine Anliegen eintreten. Dann ist man auch bereit, so viel für eine Partei zu geben, die es am Ende vielleicht nicht ins Parlament schafft." Das sei auch sein Antrieb gewesen, Volt beizutreten: Staiger will für seine Überzeugungen einstehen.

„Merkel macht ja gar nichts", hört Staiger von der Seite. Und schon ist er zurück im Wahlkampf-Alltag. Ein Dortmunder spricht ihn auf den Kampf gegen Rechtsextremismus an. Der Passant steht da in voller Stadion-Montur, obwohl es noch vier Tage sind bis zum nächsten Spiel. Zwei BVB-Schals um den Hals, zwei ums Handgelenk. Jogginghose, Sneaker. Dazu ein Trikot. Körperbetont, was normal ist, weil von diesem Körper viel vorhanden ist. Lässig hält er eine schwarz-gelbe Stockfahne fest – wie der König sein Zepter.

Staiger spricht mit ihm darüber, wie „die Politik", wie der Passant sagt, Rechtsextremismus bekämpfen solle. 35 Jahre habe der Passant in Dortmund-Dorstfeld gelebt, dem ehemaligen, selbst ernannten „Nazi-Kiez"; sich gegen Rechte eingesetzt. Nichts habe sich geändert. Viele Menschen, die sich für Volt interessieren, hätten Ähnliches mitgemacht: Sie seien von den großen Parteien enttäuscht und würden nun nach einer Alternative suchen.

Die Macht, politische Anliegen im Parlament durchzusetzen – das ist nicht Staigers Definition von Erfolg. Zumindest ist es für ihn nicht alles. Sonst würde wahrscheinlich grundsätzlich politische Partizipation von Menschen in Kleinparteien rar ausfallen. „Allein dadurch, dass man auf der Straße Präsenz zeigt, mit Leuten spricht, zuhört, kann man Themen in den Diskurs bringen", sagt Staiger.

„Teilweise haben schon andere Parteien Punkte aus unserem Wahlprogramm

übernommen. Auch damit können wir politische Zeichen setzen", sagt er. Außerdem sei Volt nicht nur eine Partei, sondern eine Bürgerbewegung. Aktivisten können laut Staiger auf Themen aufmerksam machen und Lösungsansätze vorschlagen, die im Parlament Gehör finden. Auch das sei politischer Erfolg. „Politische Willensbildung" würden Parteienforscher das definieren.

Künftig werden Kleinparteien mehr und mehr an Zulauf gewinnen. Davon ist Daniel Staiger fest überzeugt. „Die Zeit der Volksparteien ist vorbei, die Parteienlandschaft wird immer diverser." Er sieht das als Gewinn für die Demokratie. Schließlich sei es nur wünschenswert, wenn sich mehr Menschen für ihre politischen Wünsche einsetzen, ohne diese oder sich selbst für große Parteien zu verbiegen.

Es wird kühler am Ostenhellweg. Die Sonne ist hinter den Wolken verschwunden, als würde sie sich hinter Wattebauschen verstecken. Daniel Staiger packt zusammen. Er knipst die Kabelbinder durch, legt die Plakate auf einen Haufen. Wieder drückt er seine Schuhe auf den Sockel. Dann die umgekehrte Bewegung, Pavillon zusammengepackt. Er scheint mit dem Tag zufrieden. „Wir haben Präsenz gezeigt, mit einigen Leuten gesprochen, und es waren auch tiefgründige Gespräche dabei."

Staiger ist fertig. Für heute. Morgen wird es ihn wieder auf die Straße ziehen. Sein Ziel, den Menschen seine Ideen von einem besseren Europa näher zu bringen, wird ihn antreiben. Und egal wie die Bundestagswahl für Volt und Staiger ausgeht: Er wird sagen, der Aufwand habe sich gelohnt. Wenn wieder der erste Dart-Pfeil im Bullseye landet, wird er sich an die Zeit des Wahlkampfs erinnern und vielleicht denken: Wenigstens kennen die Dortmunder jetzt mein Gesicht.

„Die Illusion auf ein Direktmandat mache ich mir nicht", sagt Daniel Staiger vor seinem Wahlstand in Dortmund einen Monat vor der Bundestagswahl.

Von Anna Manz

Glücksströhnen

Eigentlich wollte Christina Budny Maskenbildnerin am Theater werden, doch im Geschäft mit Zweithaar hat sie ihren Traumjob gefunden.

Wie oft beschweren wir uns über unsere Haare? Zu fettig, zu lockig, zu viel Spliss. Es gibt Menschen, die das als zynisch empfinden. Menschen, die ihre Haare durch eine Krebsbehandlung oder andere Umstände verlieren. Sie fürchten, ein Leben im Schatten zu führen, weil sie den gängigen Schönheitsidealen nicht mehr entsprechen. Christina Budny verleiht ihnen mit neuen Haaren neues Selbstbewusstsein.

Geschickt taucht Christina Budny die Nadel immer wieder in den Stoff. Ihr Handgelenk bewegt sich in Wellen. So als würde sie damit ein Orchester dirigieren. Der dunkle Faden zieht die kleine Plastikspange enger und enger an das Haarteil, an dem sie gerade arbeitet. Es hat in etwa die Form eines Stirnbandes und soll genauso getragen werden, um den kreisrunden Haarausfall der Kundin zu überdecken. Der Clip, den Budny - 47, dunkle Locken, rote Brille - gerade anbringt, soll es erleichtern, das Haarteil am Resthaar der Kundin festzumachen.

Auf dem Tisch vor Budny steht ein weißer Korb voller Nähzeug: Garnrollen in verschiedensten Farben, Sicherheitsklammern, Stecknadeln mit bunten Köpfen und elastische braune Bänder. Das Werkzeug eines besonderen Handwerks. Nach wenigen Stichen ist sie mit dem Haarteil fertig, verstaut Nadel und Faden wieder im Korb. Sie sitzt in einem Raum, der auf den ersten Blick wie ein ganz normaler Friseursalon aussieht: Große Spiegel reflektieren Tinkturen, Sprays, Kämme und Föhne. Doch all das ist durch einen weißen Vorhang vom Rest des Geschäfts abgetrennt.

Christina Budny bei ihrem Handwerk in ihrem Dortmunder Perückengeschäft.

Ein Schutzwall vor der Außenwelt. Die Anliegen der Kundinnen und Kunden sind sehr sensibel, erzählt Christina Budny, und sie will, dass sie sich bei ihr sicher fühlen. Sie leitet die „Haar-Etage Liedtke" am Dortmunder Westenhellweg seit fünf Jahren und kümmert sich dort um Menschen mit Haarausfall. Rund die Hälfte sind Krebskranke, die durch eine Chemotherapie ihre Haare verloren haben. Bei der anderen Hälfte hat der Haarausfall andere Gründe. „Haare sind enorm wichtig. Es wird erwartet, dass man ‚komplett' ist – und dazu zählen Haare ebenso wie Zähne", sagt sie. Das gilt dank gängiger Schönheitsideale vor allem für Frauen.

Und diese Ideale sind weit verbreitet. Für 44 Prozent der Deutschen ist die Frisur einer Frau für deren Schönheit besonders wichtig. Bei der Schönheit eines Mannes spielt die Frisur nur für 33 Prozent eine Rolle. Das ergibt eine repräsentative Ipsos-Umfrage aus dem Jahr 2019. Lena Hörstrup, Friseurmeisterin in Budnys Geschäft, hat ähnliche Erfahrungen gemacht: „Bei Männern wird es als gegeben angesehen, dass ihnen irgendwann die Haare ausgehen. Das ist trotzdem für den einzelnen Mann genauso schlimm wie für eine Frau. Aber gesellschaftlich ist es eben eine andere Dimension." Während die 31-Jährige erzählt, dreht sie einem Styropor-Kopf Lockenwickler ins lange Haar.

Ihre Bewegungen sind bloße Routine. Sprayen, Kämmen, Wickeln, Pinnen. Sprayen, Kämmen, Wickeln, Pinnen. Das Haarteil ist für eine Kundin mit sehr dünnem, lichtem Haar bestimmt, die sich einmal im Monat ein neues sogenanntes Wechselhaar einnähen lässt. Auch solche Aufgaben übernimmt Lena Hörstrup. Früher war sie Friseurin, doch der Beruf hat sie weniger erfüllt als ihr jetziger: „Die Freude der Menschen über das Ergebnis meiner Arbeit ist einfach eine ganz andere."

Und auch die Atmosphäre ist eine andere. Vor dem Eingang mitten in der Dortmunder Fußgängerzone herrscht Hektik. Eile. Absätze, die auf dem Pflaster klackern. Schreiende Kinder. Menschen, die um Geld betteln. Ein paar Stockwerke weiter oben sind die Geräusche kaum mehr als ein dumpfes Echo einer gehetzten Welt.

Bei Christina Budny können sie dem Druck dieser Welt in Bewegung für kurze Zeit entkommen. Es freut die Inhaberin, wenn sie ihre Kundinnen und Kunden mit Zweithaar zufrieden machen kann: „Das ist wie dieser Moment, wenn eine Braut das eine Kleid zum ersten Mal anprobiert und sprachlos vor Glück ist."

Einmal sei eine kranke Mutter mit ihrer Tochter zu ihr gekommen. Die sei zunächst sehr skeptisch gewesen. Doch als Budny die Perücke dann so angepasst hat, dass sie wie die alte Frisur der Mutter aussah, sei die Tochter auf einmal in Tränen ausgebrochen. Solche Momente machen für sie den Unterschied zwischen Brotjob und Traumjob.

Diesen Traumjob hat sie auf Umwegen gefunden. Ursprünglich wollte Christina Budny Maskenbildnerin am Theater werden und hat dafür zunächst eine Ausbildung zur Friseurin gemacht. Die Arbeit am Haar hat ihr aber so gut gefallen, dass sie im Geschäft rund um Perücken hängenblieb. Das Theater ist vergänglich, die Verwandlung der Schauspieler in Größen der Dichtkunst nur vorübergehend. Bei ihrer jetzigen Arbeit schafft sie etwas von Dauer.

Budny hat ein gutes Auge für den Stil der Kunden. Oft sehe sie eine Kundin zum ersten Mal und wisse direkt, welche Haarfarbe die beste sei. Als Hilfsmittel dafür hängen im Geschäft verschiedene Ringe mit Beispielsträhnen in den unter-

„Die Freude der Menschen über das Ergebnis meiner Arbeit ist einfach eine ganz andere als beim Friseur", findet Lena Hörstrup.

schiedlichsten Farben. Die Ringe sehen ein wenig aus wie Musterringe für Tapeten oder Wandfarben. Und die Haarfarben tragen teils auch ebenso skurrile Namen, wie „Paprika-Mix", „Smoke" oder „Champagne-Mix-Root". Sogar Perücken in der Optik herausgewachsener Strähnen seien laut Budny gefragt.

Meistens bringen die Kundinnen und Kunden alte Fotos von sich mit und die Expertinnen fürs Haar versuchen, eine Perücke zu finden, die der Frisur darauf möglichst ähnelt. Bei Krebskranken, die gerade ihre Haare durch eine Chemotherapie verloren haben, wird meist auf vorrätige Perückenmodelle zurückgegriffen. Bei Kunden, die langfristig mit Haarausfall zu tun haben, kommen auch Maßanfertigungen zum Einsatz. Die brauchen mindestens drei Monate. Budny und ihr Team produzieren in den seltensten Fällen selbst. Meist geben sie die gewünschten Modelle anderswo in Auftrag.

Die Haare selbst kommen häufig aus China oder Indien, seltener aus Europa. Indisches Haar ist von der Struktur dem europäischen sehr ähnlich und daher begehrt. Indische Frauen opfern es den Göttern bei Ritualen im Tempel. Ein gut bezahltes Opfer, dessen weltliche Entlohnung allerdings bei den Tempeln landet. Wenn die Frauen für Glück und Zufriedenheit beten, ahnen sie wahrscheinlich kaum, dass ihr Haar Menschen in Europa genau das beschert. Dass sie Glückssträhnen schenken.

Bevor diese allerdings in Budnys Geschäft landen und diesen Zweck erfüllen können, werden sie erst noch gereinigt und aufbereitet. Eine Perücke setzt sich stets aus dem Haar verschiedener Menschen zusammen, da die Strähnen eine einheitliche Länge haben müssen. Aus einem einzigen Haarschopf lässt sich keine Perücke herstellen.

Die Kosten für eine Perücke schwanken. Echt- oder Kunsthaar? Beide Typen haben laut Budny ihre Vor- und Nachteile und sagen nichts darüber aus, wie natürlich das Haar später wirkt. Kunsthaar-Perücken liegen häufig bei etwa 350 Euro, können aber auch bis zu 800 Euro kosten. Sie halten ein halbes bis ein Jahr. Perücken aus Echthaar starten bei 1300 Euro und haben eine Lebensdauer von ein bis zwei Jahren. Bei Krebserkrankungen übernimmt die Krankenkasse einen Großteil der Kosten. Allerdings nur bei Frauen, nicht bei Männern. Das müsse sich im 21. Jahrhundert dringend ändern, findet Christina Budny.

Für jede Haarfarbe gibt es Beispielsträhnen in verschiedenen Abstufungen – ein wenig wie Musterringe für Tapeten.

Neben Frauen und Männern versorgen Budny und ihr Team von Zeit zu Zeit auch Kinder mit Zweithaar. Das seien oft die härtesten Fälle, die im Gedächtnis blieben. Friseurmeisterin Lena Hörstrup: „Das sind Situationen, in denen man eine Perücken-Auswahl für das Kind im Gepäck hat, es dann aber leider in der Zwischenzeit verstorben ist." In den meisten Fällen erfahren sie und ihre Kolleginnen allerdings nicht, was aus den Kunden wird, sobald deren neues Haar fertig ist.

Vom bisherigen Leidensweg der Kundinnen und Kunden erfahren sie unter Umständen – wenn diese darüber sprechen möchten. Lena Hörstrup empfängt heute eine ältere Frau. Sie ist zum ersten Mal da und hat ein junges Mädchen dabei. Die Frau macht gerade eine Chemotherapie, ihre Haare fallen aus, ohne Perücke geht es bald nicht mehr. Wenn sie davon erzählt, klingt ihr Ton, als drücke ihr beim Reden eine bleierne Weste auf die Brust. Es wird deutlich, wie sehr sie an ihren Haaren hängt, wie gerne sie auf eine Perücke verzichten würde.

Lena Hörstrup holt ein paar Modelle herbei. Kurz. Grau-blond. Die erste Perücke, die die Frau aufsetzt, bleibt auch die Einzige. Sie will sie sofort mitnehmen. Noch regt sich ihr Gesicht allerdings kaum, wenn sie so in den Spiegel schaut und den Kopf prüfend hin und her dreht. Der Blick starr, die Lippen zusammengepresst. In ihren Augen liegen Spuren unterdrückter Emotionen. Vielleicht fragt sie sich gerade, wie ihr Leben weitergehen wird. Die Friseurmeisterin schneidet die Perücke noch etwas zurecht und erklärt der Frau, wie sie die neuen Haare pflegen muss. Vor dem Schlafen ausziehen. Und am besten auch beim Kochen, damit die Hitze aus Backofen und Spülmaschine das Kunsthaar nicht angreift.

Der Frau ist es wahrscheinlich noch nicht in Gänze bewusst, aber: Sie ist jetzt vorbereitet. Auf den Moment, wenn die Chemotherapie den Kampf gegen ihr Haar endgültig gewinnt. Dank der Perücke wird sie sich ein Stück Normalität bewahren. Ein Stück ihres alten Lebens.

Von Katharina Böhmer

60 Wochenstunden Klimaschutz

Ein Tag mit jungen Aktivisten und Aktivistinnen von Fridays for Future, denen die Zeit davonläuft

„Save the Planet" steht an der Rückwand des selbstgebauten Unterstands. Darunter liegen zwei Schlafsäcke auf Europaletten. Ein sonniger Montagmorgen in der Hamburger Innenstadt. Auf dem Speersort, „in Spuckweite" zum Rathaus, campen die Klima-Aktivistinnen und -Aktivisten von Fridays for Future (FFF) seit über einem Jahr. Drumherum: Autos, Busse, Rushhour.

In einem Campingstuhl am Rande des Unterstands hockt Florian König und starrt auf seinen Laptop. „Herzlich Willkommen", er streckt zur Begrüßung seinen Ellbogen aus und grinst. Die beiden, die die Nacht im Klimacamp verbracht haben, räumen auf. Um die Dauerveranstaltung aufrecht zu erhalten, müssen immer mindestens zwei Personen da sein. Dafür sorgen etwa 15 Aktive. König hat die Nacht nicht hier verbracht, wie seine ordentlich zur Seite gekämmten, hellbraunwuschigen Haare verraten. Er trägt ein lila-gebatiktes Shirt und eine dunkelblaue Chino-Hose. Dazu Sneaker. Auf

Auch Videodrehs gehören zu Florian Königs Aufgaben als Sprecher bei FFF.

seinen Lippen immer ein bubenhaftes Lächeln.

„Komm, ich führe dich mal rum", sagt er und springt aus seinem Stuhl hoch, bewegt sich zum Rand des mit Paletten begrenzten Camps. Er zeigt eine improvisierte Bühne. „Hier machen wir seit kurzem wieder Veranstaltungen. „#bisihrhandelt" steht auf einem selbstgemalten Schild in grüner Farbe, das an der Rückwand der Bühne hängt. Darunter eine Kette aus kleinen Holzplättchen mit der Aufschrift „Kein Grad weiter." Überall im Camp hängen kleine Botschaften, die FFF ausmachen. In der Ecke der Bühne die Zeichnung einer Weltkugel mit einem Zünder. „Time is running" steht in roten Großbuchstaben daran.

Der Satz „Uns läuft die Zeit davon" fällt häufiger bei den FFF-Aktivistinnen und -Aktivisten. Wie wenig Zeit laut Florian König für die Klimarettung noch zu bleiben scheint, versteht man vielleicht, wenn man ihn einen Tag begleitet. Er ist Klimaaktivist und Sprecher bei Fridays for Future Hamburg. Ein Blick auf eine Bewegung, die die Politik mächtig unter Druck setzen will. Ihr Ziel: Das Klima und damit auch ihre eigene Zukunft retten. Dafür investieren viele von ihnen jeden Tag etliche Stunden und stellen auch Privatleben oder Studium zurück. Was klingt wie ein Widerspruch, erwächst der Angst, dass es für die Menschheit keine Zukunft geben wird, wenn sie jetzt die Politik nicht zum Handeln bewegen. Zumindest keine, die sie sich wünschen.

Fünf Schritte nach links. Hier hängt ein großer Banner mit den wichtigsten Forderungen der Klimaschützerinnen und Klimaschützer. Erstens: Klimaneutral bis 2035. Zweitens: Kohleausstieg bis 2025. Und drittens: Eine autofreie Innenstadt und Ausbau des ÖPNV. „Jedes Wort, das hier steht, hat eine Bedeutung", erklärt Florian König. FFF stellte am 13. August 2019 insgesamt 18 Forderungen an die Bürgerschaft und den Senat der Hansestadt. Genau ein Jahr später wurde das Klimacamp eröffnet, quasi als Mahnmal. Die Forderungen orientieren sich am Pariser Klimaabkommen. In Zusammenarbeit mit den Scientists for Future wurden sie für Hamburg ausgearbeitet. „Wir sind auf der Seite der Wissenschaft."

König studiert selbst Physik im Master an der Universität Hamburg. Durch seinen wissenschaftlichen Hintergrund ist er auf die Klimaproblematik aufmerksam geworden. „Ich dachte immer, ich müsste erst selbst Wissenschaftler sein, um mitreden zu können und etwas zu bewegen", sagt er. Students for Future habe ihm einen niedrigschwelligen Einstieg geliefert und das Gefühl gegeben, etwas verändern zu können. Er ist kein Autonomer, der bei jedem Konfliktthema direkt anspringt. Ihm geht es ums Klima.

„Ich würde mir wünschen, dass diese Aufmerksamkeit nicht nötig ist."

Drei der insgesamt 18 Forderungen von FFF, die an Senat und Bürgerschaft der Stadt Hamburg gestellt wurden.

Das Klimacamp soll Begegnungsstätte sein:
Hier wird diskutiert, vorbereitet und gemeinsam Zeit verbracht.

Mit langsamen Schritten bewegt er sich zurück zum Unterstand und lehnt sich zurück im Campingstuhl. Neben ihm die improvisierte Küche aus Getränkekisten. Campingkocher, Geschirr und sogar ein kleiner Topf mit Kräutern. „Diese Bundestagswahl ist für die internationalen Klimaverhandlungen maßgeblich", sagt er und ergreift den Raum mit seinen Gesten fast so, als wäre er selbst Politiker. „Wenn ich mir vorstelle, dass Laschet das macht, wird mir einigermaßen schlecht." Keine der Parteien, die bei der Bundestagswahl antreten, habe einen Plan für die Einhaltung der 1,5 Grad Grenze. Dabei sei das die entscheidende Aufgabe der nächsten Jahre. „Es ist wie ein riesengroßer runterlaufender Timer." Florian König ist sich sicher mit seiner Bewegung etwas verändern zu können: „Politik ist erstreikbar." Auch wenn Linke und Grüne dem Klimaschutz viel Raum in ihren Wahlprogrammen lassen, sei es nicht genug.

Auch der neueste Klimabericht bescheinigt die Dringlichkeit der Forderungen. Dieser Zuspruch könnte die Klimaschützerinnen und Klimaschützer eigentlich freuen. „Ich würde mir wünschen, dass diese Aufmerksamkeit nicht nötig ist", sagt Florian König. Und weiter: „Es macht etwas mit einem und hat mich in der Woche krass bedrückt." Bei seiner Antwort gerät er ins Stocken und spielt mit den Festivalbändchen, die seinen Unterarm fast zur Hälfte bedecken. „Das Klimasystem der letzten 12.000 Jahre steht auf dem Spiel. Nur wegen dieser Verhältnisse

konnte sich überhaupt menschliches Leben entwickeln", glaubt Florian König. Seine blauen Augen starren dabei müde auf den Boden. Protest zehrt an den Kräften.

Als am 14. Dezember 2018 zum ersten Mal junge Menschen in mehreren deutschen Städten für das Klima auf die Straße gingen, war der gebürtige Duisburger nicht dabei. Seit Sommer 2019 sei er „so da reingeraten". Die Bewegung ist schnell gewachsen. Er fuchtelt wild mit seinen Händen in der Luft, malt Kreise. Wie ein CEO, der einen gelungenen Geschäftsbericht vorstellt. Im Hintergrund raschelt die Zeltplane im Wind. „Kein anderer Ort ermöglicht so große und verrückte Projekte", sagt der 22-Jährige und verweist auf die Vorbereitung des 60-Meter langen „Wir alle für 1,5 °C"-Schriftzugs, der auf der Mönckeberg-Straße an das Hauptziel der Organisation erinnert.

Der Weltklimarat IPCC hat einen neuen Sachstandsbericht veröffentlicht, der die Überschreitung der 1,5-Grad-Marke schon für 2030 prognostiziert. In seinen Berichten fasst der IPCC den aktuellen Stand der Klimaforschung zusammen, um eine Orientierung für die Klimapolitik zu geben, indem mittel- und langfristige Klimaveränderungen und deren Auswirkungen modelliert werden.

Auch das Klimacamp ist so ein verrücktes Projekt. „Maurice ist einer dieser Leute, die hier fast schon eingezogen sind", sagt König und winkt zu den beiden, die mit Laptops auf dem Schoß in Campingstühlen sitzen. Ein Junge kommt mit einem breiten Grinsen dazu. „Es ist unfassbar verrückt, was wir hier machen. Das ist mir erst gestern Abend wieder bewusst geworden, als wir nachts um halb eins Pfannkuchen mitten in der Hamburger Innenstadt gebraten haben." Eigentlich lebt der Philosophie-Student Maurice im Wohnheim. „Es ist erschreckend, wie sehr man sich an die Umstände hier gewöhnt. Vorgestern habe ich fast sieben Stunden durchgeschlafen." Im Hintergrund ist das gleichmäßige Rauschen der Straße zu hören. Es riecht nach Abgasen. Ein Martinshorn heult irgendwo auf.

Gestern Nacht um halb vier hätten zwei Männer Essen vorbeigebracht. „Seit ich im Camp bin, habe ich so viele coole Leute kennengelernt." Florian König hat sich aus dem Gespräch gezogen und nutzt die Zeit, um Mails zu beantworten. „Wir sind auch schon fast eine Touristenattraktion", plappert Maurice weiter. „Vor dem Winter im Camp graut es mir schon."

„Wir müssen los, weil wir Annika leider mit dem Auto einsammeln müssen, die hat sich gestern beim Sport verletzt", ruft König und wühlt dabei in einer großen Tüte mit Brötchen, die kurz vorher eine „Foodsaverin" vorbeigebracht hat. Im Camp werden oft Lebensmittel verbraucht, die sonst in der Tonne gelandet wären. Nachhaltig eben.

Mit schnellen Schritten geht er zu einem Elektroauto und öffnet es mit der Carsharing-App. „Hier stand die Bühne", und „da haben wir letztes Jahr demonstriert", zeigt er während der Fahrt immer wieder aus dem Fenster auf bekannte Hamburger Straßen.

Manchmal käme in ihm die Frage auf, warum er das alles tun müsse. Warum nicht viel früher gehandelt wurde. „Es hängt an uns. Es ist toll, dass man so viel bewegen kann, aber manchmal schwächelt man eben auch." Sein Blick ist auf die Straße gerichtet. Seine Worte wählt er sorgfältig. „Auf der Bewegung lastet ein kaum auszuhaltender Druck." Manchmal kämen Politikerinnen und Politiker auf ihn zu. „Sie sagen: ‚Macht noch mehr Alarm!", dabei sind es doch sie, die handeln müssen." Wenn Florian König über Stress redet, sagt er nicht Stress. Er sagt: „Man fühlt sich sehr lebendig." Vielleicht der euphemistische Versuch nicht unter dieser Last nachzugeben.
Ein paar Klicks auf dem Handybildschirm. „Annika Rittmanns Büro. Hallo", geht eine Frauenstimme an das Telefon. „Wir sind fast da. Kannst Du Annika rausschicken?", spricht König in das Gerät und lacht über den Scherz von Annikas Freundin. „Manchmal wünscht man sich, dass einem jemand zuarbeitet", sagt er und relativiert seine Aussage direkt im Anschluss: „Aber dafür pfuscht einem eben auch niemand rein."

Annika Rittmann, ebenfalls Sprecherin für FFF, kommt auf Krücken. Eine schnelle Umarmung zur Begrüßung. Im Auto werden noch fix die Fragen für den anstehenden Dreh im Museum für Arbeit durchgegangen. „Ich glaube wir improvisieren einfach." Im „Museum für Arbeit" wartet ein professionelles Filmset auf die beiden. In einem großen

Der 22-jährige Florian König hat sein Physik-Studium für den Aktivismus pausiert.

„Kein anderer Ort ermöglicht so große und verrückte Projekte".

Raum mit etlichen Säulen stehen zwei schwere Ledersessel vor weißen Wänden. In dem völlig sauberen Setting, das aussieht, als würde gleich ein Funktionär im Anzug Platz nehmen, wirken die beiden irgendwie deplatziert. Annika in einem weißen Shirt und kurzer grüner Hose und Florian in seinem lila-gebatikten T-Shirt.

Die Wartezeit nutzen die beiden, um noch ein paar Anrufe zu erledigen. Dann das Interview. Für eine Ausstellung mit dem Titel „Konflikte" sollen die beiden ein paar Statements rund um

die Bewegung geben. „Wir sehen einfach, dass wir keine Zeit mehr haben", sagt Annika Rittmann. Ihr Blick starr auf die Kamera gerichtet. Natürlich sei der Protest auch ein Stück weit Generationenkonflikt. „Wenn wir früher gehandelt hätten, wären wir jetzt nicht in dieser Situation. Aber die Älteren gehen auch mit uns auf die Straße." Die beiden antworten ohne „Äh" oder „Hm".

„Wir hoffen, dass es diesen Protest irgendwann nicht mehr braucht", legt Florian König nach. In den kurzen Augenblicken, in denen Annika Rittmann nicht redet, rutscht sie auf dem großen Sessel hin und her, wirkt fast ein bisschen unsicher. Und zum ersten Mal wird klar, dass es sich hier nicht um professionelle Pressesprecher handelt, sondern einfach nur um Studentinnen und Studenten. „Don`t do it better, do enough", antwortet Florian König und fasst die Ziele der Bewegung pointiert zusammen. Immer wieder fallen Fachbegriffe im Interview. Begriffe wie „planetare Grenzen" oder „fossilfreie Welt" zeugen vom souveränen Umgang mit den Theorien und Konzepten der Bewegung.

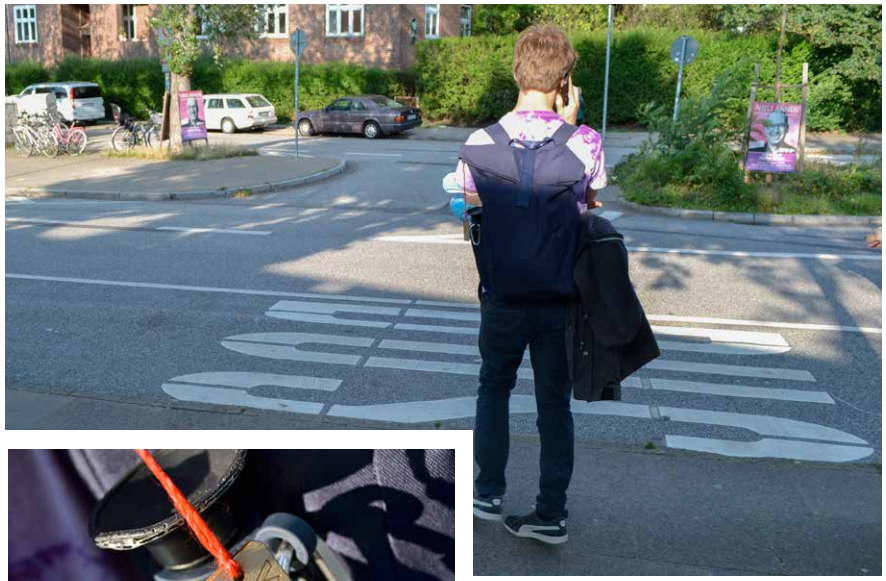
Nach der ersten Runde ist das Team zufrieden. Also schnell weiter zum nächsten Termin: Technikbesprechung. König hastet vor, um schon einmal das Auto zu holen. Dabei stößt der hölzerne Anhänger mit der Aufschrift „Wir alle für 1,5 °C", der an seinem Rucksack baumelt, immer wieder gegen die Aluflasche und sorgt für einen metallischen Klang.

Im Auto wieder Anrufe. Wieder Termine klären: Gespräche mit Unternehmen, Planungen für den globalen Klimastreik und Öffentlichkeitsarbeit. Der Verkehr ist dicht und die Uhr steht auf 16:00 Uhr. Er ist zu spät dran für den nächsten Termin und drückt aufs Gaspedal. Der Motor des E-Autos surrt lauter.

Die Techniker und eine andere Aktivistin warten schon im Restaurant. Ein hastiger Blick in die Karte: „Das ist bis auf zwei Laugenstangen heute Morgen im Camp meine erste Mahlzeit heute." Für die Großdemonstration am 24. September gibt es noch so einiges zu klären. Die Bühne und das Beschallungskonzept müssen besprochen werden. Florian König spielt mit einem Kuli. Klickt die Mine rein und raus. Malt nervös Kreise auf Papier. Nebenbei erklären die beiden wie viele Leute auf wie viel Metern stehen könnten und wo man die Bühne am besten platziert. „Dass ihr das in eurem Alter schon so hinkriegt, ist krass", sagt einer der Techniker. Manchmal sei es viel und die Selbstorganisation stoße an ihre Grenzen, aber man wisse, wofür man es tue. „Man fühlt sich lebendig", antwortet König.

Weiter zum nächsten Termin. „Der Bus kommt erst in sieben Minuten", sagt Florian und schaut auf die Anzeigentafel der Haltestelle. Wieder telefonieren. Nächste Station: Taskforce-Treffen zur Vorbereitung des globalen Streiks in der Universität.

In der Uni ist er momentan nur für Fridays for Future. Sein Studium hat er unterbrochen, um sich vollständig dem Klimaschutz zu widmen. „Aus Erfahrung weiß ich, wie viel Zeit die Vorbereitungen kosten und deshalb habe



An seinem Rucksack erinnert ihn eine Holzplakette immer an das große Ziel: mehr als 1,5 Grad-Erwärmung verhindern.

ich beschlossen, ein Semester Pause einzulegen." Bisher sei er sehr zielstrebig und schnell gewesen, es gefalle ihm nicht, dass ihn andere Leute in seinem Alter überholen. Er ist ein entschlossener Typ, der Dinge durchzieht, wenn er sie anfängt.

Aus dem Gebäude kommen drei Mädchen. „Das Treffen ist gerade vorbei", sagt eine von ihnen. Schon wieder zu spät. Angekommen im Raum sitzen mehrere Kleingruppen vor Bildschirmen. Sie kümmern sich um die Öffentlichkeitsarbeit, Logistik und vieles mehr. Leere Pizzakartons stehen auf dem Tisch. Ein Murmeln liegt in der Luft. König stellt sich zu einer Gruppe dazu und atmet durch. Er scheint alle hier im Raum persönlich zu kennen.

„Don`t do it better, do enough"

Die Jüngste ist 13. Eine kurze Verschnaufpause, denn sein Tag ist noch nicht vorbei. Nach dem Treffen steht die Nachbereitung der Termine an.

Bis zur Bundestagswahl wird jeder seiner Tage so aussehen. Wer wird die Klimaverhandlungen in den nächsten Jahren führen? Die Angst vor der Zukunft treibt alle in dieser Bewegung an. Diese Bundestagswahl könne mit darüber entscheiden, ob die Menschheit die Klimaerwärmung auf 1,5 Grad begrenzen kann. Florian König fühlt sich lebendig.

Von Markus Hehn

Ein „Schaffer“ im Stillen

Drews schneidet den Wanderpfad frei. Seine alte Stihl-Maschine ist ihm dabei nur kurz eine Hilfe.

Siegfried Drews wartet Wege. Ausgerüstet mit Handsäge, Heckenschere und Ersatzplaketten sorgt er dafür, dass Wanderwege am Albtrauf schön und sicher bleiben.

Der Montagmorgen beginnt für Siegfried Drews mit einem Kampf gegen die Heckenschere. Er wird ihn am Ende verlieren. Weil er kürzlich auf einem Kontrollgang entdeckt hat, dass Büsche und Gräser die ersten Meter des Wanderweges zu überwuchern drohen, ist er heute mit schwerem Gerät angerückt. Aber jetzt will die Heckenschere mit Benzinmotor nicht wie er. Unzählige Male reißt Drews am Starterseil – ohne Erfolg. Geduldig versucht er es weiter, wiederholt die immer gleichen Bewegungen und wird für kurze Zeit belohnt. Eine Länge kann er schneiden, dann röchelt seine Stihl HS 61 nur noch und lässt sich nicht mehr wiederbeleben. Drews gibt auf und beendet seine Arbeit mit der Handschere. Das bedeutet, sich nach jedem Ast einzeln zu strecken oder zu bücken und ständig zurückzugehen, um nachzuholen, was er übersehen hat. Klappt auch, braucht aber länger. Drews nimmt das so hin. Immerhin, die Aufgabe ist erledigt, sein Rundgang kann beginnen.

Drews – 66 Jahre alt, Rentner, aus Pfullingen – ist dafür zuständig, öffentliche Wanderwege freizuschneiden. Zu erkennen an dem Titel, der auf der Brust steht: Wegewart. Wie ein Orden an der Uniform eines Generals. Das ist sein Ehrenamt im Schwäbischen Albverein in Pfullingen, einer Kleinstadt am Fuße der Schwäbischen Alb. Der sogenannte Albtrauf bricht hier besonders steil ab, was viele Wanderer in die Gegend lockt, auf der Suche nach Wegen zu den besten Aussichtspunkten. Drews markiert diese Wege, ersetzt Plaketten, meldet Gefahren und Hindernisse, kontrolliert Routen und sorgt für Ordnung im Wald. So verlassen sich viele Menschen auf den Pfullinger Wegewart, ohne überhaupt von seiner Existenz zu wissen. Als „Schaffer“ im Stillen dreht Drews seine Runden alleine und unbemerkt, so wie heute.

Die erste Aussichtsbank steht auf einer kleinen Wurzelterrasse direkt vor dem Wald, nur wenige Meter über dem Parkplatz, auf dem Drews kurz zuvor sein Auto abgestellt hat. Laufzeit: zwei Minuten. Wer sich den Aufstieg sparen will, dem muss dieser reduzierte Blick genügen. Ein junger Mann, der auf der Bank sitzt, wirkt mit seiner grauen Jogginghose und dem roten Sweater fehl am Platz. Er scheint Drews gar nicht wahrzunehmen, so tief hat er sein Gesicht in der Kapuze versteckt. Drews tritt neben ihn, hebt eine leere Zigarettenschachtel vom Boden auf und lässt sie in seiner mitgebrachten Mülltüte verschwinden. „Also meine ist das nicht“, sagt der junge Mann und richtet sich auf. Freundlich blickt er Drews an. Der Wegewart lächelt zurück: „Das sagen alle.“ Er hat hier kürzlich die Reste einer Sektparty zusammensammeln müssen, berichtet Drews, der seine Wegepflege gerne mit dem Hausputz vergleicht: Zweimal im Jahr groß und sonst immer mal wieder durchsaugen. Wenn nur die Feiernden wüssten, dass es am Ende Siegfried Drews ist, der nach ihrer Party im Wald vorbeikommt und zum Wohle aller durchsaugt. Auch sie ahnen nichts von seiner Existenz.

Auf dem höchsten Punkt der Runde gibt die steile Albkante den Blick frei auf das darunterliegende Pfullingen, Drews Heimatstadt.

Das alles tut sich Drews an, weil er 2018 nicht schnell genug nein gesagt hat. Als sein Vorgänger im Amt, der da schon über 70 Jahre alt war, sich auf die Suche nach einem Nachfolger machte, sagte Drews jedenfalls nicht Nein, als er gefragt wurde. Dabei war er kurz davor überhaupt erst Mitglied im Albverein geworden, der Geselligkeit wegen und um sich bei der Tourenplanung künftig anderen anschließen zu können. Eine eintägige Schulung und zwei gemeinsame Rundgänge mit dem alten Wegewart später war Drews dann bereits „der Neue“, zuständig für rund 40 Kilometer Pfullinger Wanderwege. Ihm mache die Aufgabe Spaß, sagt er mit entschlossenem Blick. Und dass er es eben nicht bereut, sie übernommen zu haben. Voller Fokus aufs Erledigen, für Verklärungen ist Drews nicht zu haben, weder von seiner eigenen Bedeutung, - „Wenn ich das in zehn Jahren noch machen könnte, wäre ich froh.“) – noch von der des Waldes für ihn: „Romantik? Eher weniger. Ich richte den Blick auf die Markierungen und Schilder.“ Philosophische Gedanken über die vermeintliche Idylle der Einsamkeit des Waldes dürfen sich andere machen.

Fast pausenlos betrachtet Drews den Boden. Mit der Gartenschere in der Hand zieht er Meter für Meter den Wald hinauf, scannt pausenlos den Wegesrand nach Sträuchern, die kaum noch den Rand, sondern vielmehr den Weg für sich beanspruchen, ja, ihn zu okkupieren drohen. Die gekappten Ästchen entsorgt er direkt im Unterholz. Überall entlang des Weges finden sich Reste seiner Arbeit, die bezeugen, dass er und seine Schere hier vor zwei, vier, sechs Wochen auch schon gewirkt haben. Und er begegnet Hindernissen wieder, die eigentlich keine mehr sein sollten. Zwei Bäume – einer ist bereits auf den Weg gefallen, der andere hängt wie eine unheilvolle Schranke quer darüber, jederzeit zum Sturz bereit – hat Drews schon vor einiger Zeit der Stadt gemeldet. Denn mit der Handsäge, die er im Rucksack trägt, komme er hier nicht weiter.

Die großen Baustellen überlässt er deshalb den städtischen Profis, aber die waren offenbar noch nicht hier. Beunruhigen lässt er sich davon nicht. Der gewöhnliche Wanderer sollte drüber kommen, befindet der Wegewart mit Blick auf die kniehohe Hürde. Und Radfahrer müssten halt bremsen. Das stört Drews am wenigsten. Zu den Mountainbikern, die er für so manche Schäden an seinen Wegen verantwortlich macht, hat er ein gespaltenes Verhältnis. Ihretwegen rutschen die Wege ab, werden schmale Pfade am ohnehin schon steilen Hang noch schmaler. Ihn ärgert das, aber den Kampf Wanderer gegen Radler will Drews dennoch nicht führen. Manchmal spricht er Mountainbiker an, wenn er zur Seite gehen muss, um sie passieren zu lassen. Die nicken dann zwar gerne einsichtig, werden deswegen aber trotzdem nicht auf die breiten Forststraßen wechseln – das ist Drews bewusst.

„Verkehrssicherungspflicht.“ Er muss mehrfach ansetzen, bis er sich sicher ist, das richtige Wort gewählt zu haben. Drews unterliegt ihr nicht, vielleicht liegt es daran. Zentral ist der Begriff trotzdem, führt er doch auf direktem Wege zur Schuldfrage: Wer ist verantwortlich, wenn jemandem auf dem Wanderweg

etwas zustößt? Nicht der Wegewart, lautet die Antwort, was Drews mit offenbarer Erleichterung sagt. Würde er aber beispielsweise an eine steile Stelle im Wald eine Treppe bauen, dann wäre er sehr wohl verpflichtet, für deren sichere Nutzung zu sorgen. Dasselbe bei einer Brücke – logisch. Aber für den Wanderpfad an sich gilt ein anderer Grundsatz, und den kennt Drews gut: „Auf den reinen Wegen ist jeder selbst für seine Sicherheit verantwortlich." Das schlichte Gesetz des Waldes.

Zum Wanderer musste Drews erst werden. An einer Stelle auf dem Aufstieg erinnert er sich an den Trimm-Dich-Pfad, den es früher hier gegeben hat. „Zumindest in etwa hier", überlegt er laut und blickt um sich. Allerdings ist das in den 70ern gewesen und seitdem haben hier Bäume, Sträucher und Moos die Herrschaft übernommen. Keine Chance, da noch einzelne Stufen zu finden, die nach all den Jahren nicht verfallen sind. Erst mit Mitte 30 entdeckte Drews das Wandern für sich und kompensierte so bald den Stress auf der Arbeit. Der gelernte Elektromechaniker hat in seinem Job als Hardware-Entwickler selbst viele Entwicklungen mitgemacht, musste seine Arbeit immer wieder neu ausrichten. Das forderte Zeit und Energie und verlangte nach einem Ausgleich. Mindestens jeden zweiten Abend sei er damals ganz in der Nähe die Alb rauf und runter gestiegen im Kampf gegen den Stress, fast schon zwanghaft. Aber das ist nur noch eine Erinnerung, denn heute ist der Druck raus. Daran hat auch die neue Aufgabe als Wegewart wenig geändert. Drews zieht los, wenn er Lust darauf hat – in aller Regel nicht bei Regen.

Von Begegnungen mit Wanderern weiß Drews Gutes zu berichten. Wer Notiz von seiner Arbeit nimmt, der danke ihm auch. Und seit die Pandemie immer mehr Leute auf die Wanderwege treibt, wächst auch die Anerkennung für die Arbeit des Wegewarts. Vermutlich bräuchte es das Lob aber gar nicht, denn die Aufgaben stellen sich ja so oder so. Und jeder Mensch brauche eine Beschäftigung, gerade als Rentner, ist Drews überzeugt. „Ich kenne Leute, die haben ihre Zeitung abbestellt, damit sie in die Stadt gehen können, um sie sich dort zu kaufen und noch ein Schwätzchen zu halten", erzählt er. Wegewart wurde Drews auch erst, als er schon im Ruhestand war. „Hoch gehen, um runterzukommen", steht als Aufdruck auf seinem T-Shirt. „Das Motto könnte von mir stammen", sagt er und lacht auf. Tatsächlich ist es der Slogan des Wanderweges, den er heute kontrolliert hat.

Von Judith Hoppermann

Seit 14 Jahren arbeitet Julia Lellek im Bereich Hauswirtschaft der Bonner Werkstätten.

Seinen Arbeitstag verbringt Theo Frings mit diesem Arbeitsgerät: ein Würfel mit Spiegel, Bändern und verschiedenen Stoffen zum Fühlen.

Lebenshilfe hilft

Julia Lellek arbeitet seit 17 Jahren in Werkstätten der Lebenshilfe, obwohl sie auch im regulären Arbeitsmarkt Chancen hätte. Ihr Kollege Theo Frings kann ohne Unterstützung nicht arbeiten. Über eine Entscheidung für den zweiten Arbeitsmarkt.

Für Lellek ist der zweite Arbeitsmarkt die erste Wahl. Spülen ist ihre liebste Beschäftigung des Tages.

Theo Frings ist einer von 440 Mitarbeitenden der Bonner Werkstätten mit besonders hohem Förderbedarf.

Eigentlich sollte das Essen vor einer halben Stunde geliefert werden. Der Zeiger der großen Uhr im Speisesaal steht auf kurz vor 11 Uhr. Unruhig rutscht Julia Lellek – kurze braune Haare, schwarze Kochmütze, Brille – auf dem Stuhl hin und her. Eine Verzögerung sieht der Zeitplan nicht vor. Das bringt die getakteten Abläufe durcheinander.

Als der Zeiger endlich auf 11 springt, ist der Transporter mit dem Essen da. Julia Lellek, die von ihren Kollegen nur „Jule" genannt wird, springt auf. Zwischen dem Laderaum des kleinen Transporters und dem Eingang der Bonner Werkstätten, einer Firma der Lebenshilfe Bonn, liegen wenige Meter. Trotzdem ziehen alle Mitarbeitende quietsch-gelbe oder grüne Warnwesten über die limonen-grünen Polohemden. Wer durch die Tür auf den Hof im Industriepark Meckenheim geht, braucht eine Weste – „wegen der LKW" – keine Ausnahmen.

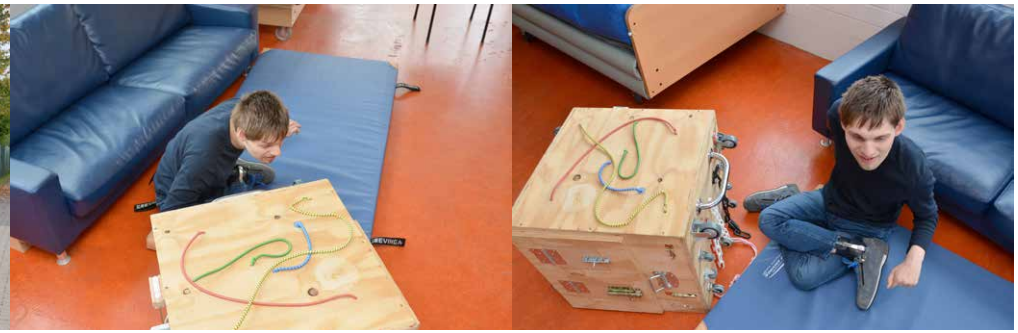
Schon fast ihr gesamtes Berufsleben – also 14 Jahre – arbeitet Lellek, 35, im Bereich Hauswirtschaft bei den Bonner Werkstätten, fünf Tage die Woche, 8.10 Uhr bis 16.00 Uhr. Die Lebenshilfe ist ein Verband gemeinnütziger Vereine, für Menschen mit Behinderung bietet sie betreutes Wohnen, Freizeitangebote und Beschäftigungsmöglichkeiten. Davor kam für Lellek die Hauptschule, im Anschluss eine Orientierungsmaßnahme des Arbeitsamtes. Was genau, weiß sie nicht mehr. Dann drei Jahre in der Verpackung in den Bonner Werkstätten der Lebenshilfe. Nun ist sie hier.

Wenn sie wollte, könnte Lellek auch einen Job im sogenannten ersten, allgemeinen Arbeitsmarkt finden. Sie arbeitet unter Aufsicht ihrer Gruppenleiterin – eine von 350 Mitarbeitenden ohne Behinderung – weitgehend autonom. Partizipation heißt oft Inklusion oder Teilhabe, wenn es um Menschen mit Beeinträchtigung geht. Kurz vor der Pandemie hatte Lellek fast die Voraussetzungen dafür erfüllt: ein Training – wegen Corona abgebrochen –, ein geplantes Schnupper-Praktikum, dann: positive Einschätzungen von Gruppenleitung und Job-Coach. Momentan aber, betont sie, möchte sie ihren Arbeitsplatz nicht wechseln – auch nicht in den ersten Arbeitsmarkt. Sie entscheidet sich damit auch gegen ein höheres Einkommen und für Arbeit in den Werkstätten. Doch für sie ist Arbeit mehr als Geld.

In Bonn liegt die Zahl der Werkstatt-Mitarbeitenden, die in den ersten Arbeitsmarkt eingegliedert werden wollen und können, im einstelligen Prozentbereich. Rund 40 Prozent von 1100 haben einen besonders hohen Förderbedarf. Viele von Lelleks Kollegen haben also – vorerst – keine Wahl. Einige Mitarbeitende werden sich nie in den ersten Arbeitsmarkt eingliedern können. Die Arbeitsplätze im zweiten Arbeitsmarkt werden durch Fördermittel geschaffen. Das daraus resultierende Lohnmodell der Werkstätten stehe oft in der Kritik. Die Bonner Werkstätten aber sagen, diese Mitarbeitende brauchen individuelle Arbeitsbedingungen, Pausen, eine klare Struktur – die Arbeit als Reha. Anders als Maßnahmen zum Muskelaufbau nach einem Knochenbruch, brauchen die Mitarbeitenden Fähigkeiten wie Pünktlichkeit für den Schritt in den ersten Arbeitsmarkt. Die Werkstätten, die oft dem ersten Arbeitsmarkt zuliefern sind ihre vielleicht einzige Chance auf eine geregelte Beschäftigung.

Mittlerweile ist das Essen ausgeladen. Lellek steht hinter dem Edelstahltresen. Es gibt Hühnerfrikassee, Pfannkuchen oder einen gemischten Salat. Sie befüllt die Teller ihrer Kollegen akkurat mit Reis und Soße. Das ist ihr „motorisches Förderziel". Eine Aufgabe, die Mitarbeitenden wie Lellek helfen soll, Fähigkeiten für den allgemeinen Arbeitsmarkt zu entwickeln. Lellek lebt mit der Krankheit Hydrocephalus, „Wasserkopf umgangssprachlich", erklärt sie. Die Liste möglicher Symptome ist lang, darunter sind Kopfschmerzen, Müdigkeit, Vergesslichkeit, Konzentrationsstörungen oder Schwindel.

Seit 14 Jahren arbeitet Julia Lellek im Bereich Hauswirtschaft bei den Bonner Werkstätten der Lebenshilfe.



Seit zwei Jahren arbeitet Theo Frings in der Gruppe für Menschen mit schwerer Behinderung.

Ab Mittwoch soll Lellek dann bei der Sonderkost für bestimmte Mitarbeiter helfen. Das heißt, Essen beim Lieferanten bestellen, verräumen, im Ofen aufwärmen und pürieren. Lellek freut sich darauf. Neue Aufgabe, neues Glück. Auch auch wenn sie an diesem Tag über den Beginn der Arbeitswoche meckert, arbeitet sie doch gerne. Inklusion, das bedeutet für sie, keinen Unterschied zwischen den Menschen zu machen. Sie hat außerdem gerne „etwas zu tun" und mag ihre Kollegen.

Die Mannschaft der Abteilung Hauswirtschaft isst zu Mittag, bevor sie mit der Essensausgabe für ihre Kolleginnen und Kollegen beginnen. Vor vielen steht ein dampfender Teller mit Hühnerfrikassee, ein Plastikbecher mit Mousse au Chocolat, dazu Wasser. Sie sitzen vereinzelt an gegenüberliegenden Enden langer Tische. Corona-Maßnahme. Einige haben die Köpfe nach unten gebeugt, tippen auf Smartphones: Menschen im digitalen Zeitalter. Egal, ob mit Beeinträchtigungen oder ohne.

Über die Tische hinweg geht es um Alltägliches. Ein Kollege hat bald Urlaub und hofft auf besseres Wetter. Auch Lellek hat bald frei. Es geht nach Berlin, den Schwager besuchen. An einen Sommer in Berlin 2003, nach dem Hauptschulabschluss, hat sie gute Erinnerungen. „Da war ich noch nicht liiert", sagt sie und stockt. „Das sagt man doch so, wenn man einen Freund hat?" Mittlerweile ist sie verheiratet. Ihren Mann, den „armen Kerl", hat sie auch in den Bonner Werkstätten der Lebenshilfe kennengelernt, damals noch im Bereich Verpackung. Für sie war am ersten Tag schon klar: Der ist es. Er arbeitet im gleichen Werk – Bereich Holz, heute ist er krank.

Deshalb ist Lellek ohne ihn mit dem Transportdienst zur Arbeit gekommen. Zwar könnte sie auch einen Linienbus nehmen, denn sie hat an einem Mobilitätstraining der Lebenshilfe teilgenommen, aber „so ist das eigentlich ganz praktisch", sagt sie. Außerdem müsste sie den Weg mehrfach ablaufen, bis sie ihn sicher allein gehen könnte. Denn Lelleks Orientierung ist nicht so gut, den Weg könne sie sich nicht so gut merken. Sie hat mehr Einschränkungen als auf den ersten Blick offenbar werden.

Früher, so sagt sie, hatte sie öfter Kopfschmerzen als heute. Gebessert hätte sich das – übrigens wieder ein Symptom von Hydrocephalus – unter anderem, als sie es mit dem Werkstatt-Rat geschafft habe, die zu enge Küche ein wenig zu vergrößern. Darauf ist Lellek stolz. Im Werkstatt-Rat sitzt Lellek in der zweiten „Legislationsperiode", jeweils vier Jahre, sie engagiert sich auch im Corona-Krisenstab. Gerne würde sie wiedergewählt werden. Wenn nicht Pandemie wäre, würden Mitarbeitende der anderen Abteilungen auch im Speiseraum essen. Nun holen sich viele ihre Teller und essen in den jeweiligen Gruppenräumen. Hier arbeiten zum Beispiel noch Mitarbeitende in den Bereichen Holz, Verpackung oder Bürodienste.

Einen Gang weiter arbeitet die Gruppe ABSB – Arbeitsbereich für Menschen mit schwerer Behinderung. Seit zwei Jahren, gleich nach der Schule, ist Theo Frings, 22, Mitarbeiter der Gruppe. Die Betreuung ist engmaschiger als in der Hauswirtschaft, 1:3. Weil er sowohl geistige, als auch körperliche Behinderungen hat, gestaltet sich sein Arbeitsalltag gänzlich anders als der von Julia Lellek.

Frings – schlaksig, braune Kurzhaarfrisur – sitzt auf dem Boden, vor ihm eines seiner Arbeitsgeräte: ein hockergroßer Holzwürfel. Er soll seine Aufmerksamkeit weg von sich selbst und hin zum Würfel lenken. Für ihn ist das herausfordernde Arbeit. Denn eigentlich beschäftigt sich Frings gerne mit seinen Händen, die er in der Luft dreht. Er klatscht, ruft und ahmt Handbewegungen seines Gruppenleiters nach. Um sich seine Aufmerksamkeit zu sichern, denn sprechen kann er wegen seiner Behinderung nicht, beißt sich Theo Frings auch mal ein Loch in den Pulli. Deshalb trägt er auch eine Schutz-Weste – wenn kein Fototermin ansteht.

KRITIK AM LOHNMODELL

Immer wieder steht das Lohnmodell der Lebenshilfe Werkstätten in der Kritik. Selbst der Bundesverband der Lebenshilfe forderte im Mai dieses Jahres eine Reform des Systems.

Statt Mindestlohn erhalten die Mitarbeitenden momentan ein monatliches Werkstatt-Entgelt, das sich aus Grund-Betrag (99 Euro), Steigerungs-Betrag (je nach Standort) und Arbeits-Förderungs-Geld (52 Euro, nicht für alle Beschäftigten) zusammensetzt. Dazu zahlt die Lebenshilfe Beiträge für die Sozialversicherung und Transportkosten. Laut Bundesverband erhalten Werkstatt-Mitarbeiter für ihre Arbeit so durchschnittlich 210 Euro. Weil das nicht zum Leben reicht, kommt dazu noch eine Grundsicherung, die das Sozialamt bezahlt.

Andere Mitarbeiter in Frings' Abteilung spalten Holz in pinzettengroße Teilchen, wieder andere beschäftigen sich mit Puzzeln. Momentan ist für ihn eine solche Arbeit unrealistisch. Vielleicht, so sagt sein Gruppenleiter, wird er in ein paar Jahren Holz aus einer Kiste rüber reichen können.

Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – ist es dem Team der ABSB so wichtig zu betonen, dass Theo Frings – wie auch Julia Lellek – ein Mitarbeiter der Werkstätten ist. Auch er bezieht für seine Tätigkeit ein Werkstatt-Entgelt. „Natürlich ist die Arbeit sehr runtergebrochen", sagt die Leiterin des Bereichs. Trotzdem ist es wichtig für die Menschen zu wissen: Ich habe etwas geschafft und kann etwas bewirken." Das könne einfach sein: So wie das Bewegen der Bänder am Würfel, wenn Frings daran zieht.

In Bereich Hauswirtschaft sind mittlerweile die ersten von Lelleks Kollegen mit dem Essen fertig. Langsam füllt sich der Tablettwagen und Lelleks liebste Zeit im Arbeitsalltag hat begonnen: Spülen. Weißes Kantinengeschirr, Besteck, dazwischen ein bunter Plastikbecher und eine blaue Brotdose warten auf ihre Reinigung. Eine Kollegin stapelt das Geschirr auf einer Durchreiche zwischen Speiseraum und Küche. Mit routinierten Handgriffen spült Lellek die Teller, Gläser und Essens-Wannen – mit Brauseschlauch und Durchschubspülmaschine. Das heiße Wasser dampft, sie summt eine fröhliche Melodie. Was genau, ist nicht zu verstehen.

Von Marius Reichert

40 Kilometer Katastrophe

Normalerweise endet ihr Einsatz nach wenigen Stunden – bei dieser Flut ist das anders: Unterwegs mit den Notfallseelsorgern im Katastrophengebiet. Sechs Wochen nach der Flut.

Ihr Wagen sieht aus wie ein Taxi. Nur ist er rot statt beige, und in Schlamm getränkt. Ein Kombi, auf dem Dach ein Schild mit der Aufschrift „Notfallseelsorger". Es leuchtet nicht – denn es soll so unscheinbar sein wie ihre Arbeit.

Brigitte Doege rückt im Team aus, wenn Unfälle passiert sind oder wenn es in Familien zu häuslicher Gewalt gekommen ist. Oder, wenn es darum geht, Todesnachrichten an Angehörige zu überbringen. Die Diplom-Theologin erledigt, was viele nicht tun wollen. Oder schlicht nicht können. Ehrenamtlich. Doch dieser Einsatz ist auch für sie anders. Er geht lange und ist intensiv. „Diese Flut ist eine neue Dimension", sagt Brigitte Doege. Die Eindrücke sind so stark, dass sie selbst zum Opfer werden könnte.

Altenburg in Rheinland Pfalz ist bekannt für seinen Campingplatz; der Beliebteste an der Ahr, weil er so nah am Fluss gelegen ist. In der Flutnacht wurde das für hunderte Menschen zur Katastrophe. Sie retteten sich auf den Hügel, auf dem eine Kapelle thront, harrten dort aus, bis Hilfe kam. Doch das dauerte Stunden. Rettung aus der Luft, weil alle Straßen kaputt waren. Ein ganzes Dorf wurde evakuiert. Schätzungen zufolge blieben lediglich sieben von 400 Häusern von der Wucht des Wassers verschont. Wie geht man mit Menschen um, die so etwas erlebt haben?

„Dafür gibt es kein Handbuch", sagt Brigitte Doege. Sie ist seit zehn Jahren Notfallseelsorgerin. Heute ist sie mit einem Kollegen wieder nach Altenburg gekommen. Sie sitzen auf nassen Bierbänken, es tropft vom Zeltdach. Unter den leicht modrigen Geruch von Schutt und Elektroschrott, der nebenan lagert, mischt sich ein würziger Duft nach frischen Pommes – für Helfende und Betroffene. Würden die beiden nicht ihre lilafarbenen Jacken mit der Aufschrift "Notfallseelsorge" tragen, fielen sie kaum auf. „Wir sind einfach nur da, setzen uns daneben, hören zu. Wir stellen keine Fragen!", erklärt die 51-Jährige ihre Aufgabe. Sie erinnert sich an einen Vater und seine Tochter, die tagelang geschwiegen hatten. Brigitte Doege hat sich neben die beiden gesetzt und schwieg mit. Minutenlang.

Bei dieser Katastrophe fehlt vor allem die Zeit. „Man redet mit fünf oder sieben Leuten am Tag, aber viele mehr brauchen Hilfe." Ohnmacht. Sie würde so gerne mehr leisten, aber es geht einfach nicht.

Nach der Flut am 14. Juli war schnell klar: Das würde der größte Einsatz für die deutsche Notfallseelsorge werden, den es je gegeben

„Ich kann nicht mehr duschen, weil ich das Rauschen des Wassers nicht ertrage."

DIE POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNG (PTBS) ist eine psychische Erkrankung. Sie entsteht in Folge einer schweren traumatischen Erfahrung. Beispiele für ein solches Trauma sind Vergewaltigungen, Krieg, Folter, Krankheitsdiagnosen oder Naturkatastrophen.

„Erinnerungen gehören zum Leben dazu", sagt Brigitte Doege. „Aber wenn Erinnerung die eigene Handlungsfähigkeit einschränkt, ist der Punkt erreicht, an dem man Hilfe braucht." PTBS kann sich durch sogenannte Flashbacks äußern, durch Albträume, aber auch im Miteinander. „Manche Betroffene tendieren dazu, aggressiv oder depressiv zu sein", so Doege. Patienten leiden zudem unter quälenden Erinnerungen oder dem gedanklichen Wiedererleben des Traumas. Die gute Nachricht: Die Krankheit ist oft heilbar. Etwa die Hälfte der Betroffenen gelten als „resilient" – sie werden ohne Behandlung gesund.

hat. Größer als die Flugzeugkatastrophe von Ramstein, größer als das Zugunglück von Eschede, größer als Schröders „Jahrhundertflut". Vom Fahrerlager am Nürburgring aus, das als Einsatzzentrale diente, schwärmten 170 Seelsorger parallel aus in die betroffenen Orte entlang des Flusses. Über 1000 Kräfte waren es bis September. Aus ganz Deutschland. Mit den unterschiedlichsten Entsandten. Katholiken und Evangelen zusammen. Anfangs gingen sie in Teams durch den Ort und zeigten bei zentralen Helferpunkten Präsenz. Inzwischen läuft Notfallseelsorge anders, oder eher: wie üblich. Die nationalen Kräfte sind weg. Brigitte Doege und ihre Kolleginnen und Kollegen sind wieder allein. Zuständig für 40.000 Betroffene. Sie kommen nur noch „bei Bedarf", wenn ihr kleines Funkgerät piept und die Anfrage kommt, weil jemand Hilfe braucht. Aber auch Notfallseelsorger müssen Geld verdienen. Ehrenamt darf nicht Hauptjob werden. „Man muss den Menschen zeigen, dass die akute Krise vorbei ist. Wir können nicht immer da sein", sagt Brigitte Doege. Den Absprung schaffen – das ist wichtig in ihrem Job.

Der Regen hat aufgehört. Am Helferpunkt, wo es immer noch nach Pommes riecht, ergibt sich kein Gespräch. Die Theologin und der katholische Pfarrer gehen ein paar Schritte weiter, vorbei an einem Haus, aus dem junge Männer schubkarrenweise Schutt fahren. Die Männer nicken ihnen freundlich zu. Einer der Helfer dreht sich zu ihnen um, sagt: „Ist doch gar nicht mehr so schlimm!" Und weiter: „Drüben, bei Frau B., saßen zwei Senioren bis letzte Woche im Schlamm. Hat keiner mitbekommen. Unfassbar." Brigitte Doege hebt den Kopf, schaut in die Richtung der Straße, nickt zustimmend. Sie erkundigt sich nach dem Fortschritt, fragt, wie stolz die Jungs sind, dass sie schon so weit seien. Der Mann zeigt aufgeregt, vor das Haus. Es gehört zur Katastrophe, dass die einen schon wieder ihre Häuser aufbauen, während die anderen noch weinen.

Zwischen Doege und dem jungen Mann in Arbeitsdress entwickelt sich ein Gespräch. Da hat jemand einfach Redebedarf. „Es ist wichtig, die Menschen ernstzunehmen in ihrer Situation. Jeder geht anders mit dem Erlebten um", sagt Brigitte Doege. „Unser Anspruch ist nicht, eine Lösung zu präsentieren. Die Lösung müssen die Klienten selbst finden." Klienten, im Fachjargon also Menschen, die Hilfe brauchen. In diesem Fall brauchte es keine Lösung. Vielleicht bald, wenn die Tage kürzer werden, und noch immer keine Heizung geht. Daran denken die Männer heute nicht. Sie arbeiten weiter. Brigitte Doege und ihr Kollege spazieren weiter eine Wohnstraße entlang, Richtung Ahrufer.

„Wir sind einfach nur da, setzen uns daneben, hören zu. Wir stellen keine Fragen."

Was ihren Einsatz besonders macht, ist die bloße Wucht dieser Katastrophe. Etwa 40 Kilometer entlang der Ahr wirken wie eine Mondlandschaft. Am Flussbett gibt es keine Pflanzen mehr, nur noch Geröll. Mehr als 140 Tote. Menschen, die kurz vor dem Ertrinken waren. Menschen, die mitsamt ihrem Haus in den Fluten starben. „Das kennt man nur aus Filmen, aus Ländern, in denen Menschen anders aussehen und eine andere Sprache sprechen – aber nicht aus unserem Ahrtal", fasst es Brigitte Doege zusammen. Den meisten Menschen gelingt die Rückkehr zur Normalität; etwa einem Drittel aller Betroffenen nicht. Sie schaffen es nicht raus aus den

40 Kilometer Katastrophe

„Ich habe das all die Jahre immer geschafft, aber hier ist etwas passiert, dass auch mich nicht loslässt.“

Gedanken: Warum ich? Warum wir? Warum konnte ich die Oma Gisela nebenan nicht retten? „Bei manchen Menschen geht die Akutphase nicht zu Ende, sie verstärkt sich, reaktiviert sich immer wieder.“ Dann besteht die Gefahr einer dauerhaften Erkrankung, etwa von so genannten Posttraumatischen Belastungsstörungen. „Es gibt Menschen, die langfristig Hilfe brauchen, vielleicht sogar für den Rest ihres Lebens“, weiß Doege.

Unten an der Ahr ist nichts mehr zu sehen vom Campingplatz. Ein paar Farbreste kleben zwischen Baumstämmen und Geröll. Ob das Autos waren, Campervans? Die Kapelle thront auf dem kleinen Hügel über dem Ort wie ein altes Wahrzeichen. Hier macht die Ahr eine Schleife. Vom Ufer hatte man das kleine Gotteshaus immer im Blick – die Kapelle ist noch da; die Weinhäuser nicht mehr.

Der aktuelle Klimabericht macht wenig Mut, dass solche Ereignisse nur alle hundert Jahre passieren können. Die Wissenschaft sagt deutlich: Es wird wohl mehr solcher Ereignisse geben.

Die Menschen in Altenburg mussten es erleben. Es sind Menschen, die inzwischen Angst vor jedem Gewitter haben, berichten die Notfallseelsorger. Menschen, die ihnen erzählen: „Ich kann nicht mehr duschen, weil ich das Rauschen des Wassers nicht ertrage.“ Das sind quälende quälende Erinnerungen.

Die Akute Stressreaktion (ASR) wird im Volksmund als Nervenzusammenbruch bezeichnet. Als Auslöser gilt auch hier ein traumatisches Ereignis. Die Patienten leiden zum Beispiel unter Erinnerungslücken, Albträume oder Herzrasen. Oft klingen die Symptome nach weniger als 48 Stunden ab, meist spüren Betroffene spätestens nach vier Wochen keine Folgen des Nervenzusammenbruchs mehr. Halten die Symptome länger als zwei Tage an, spricht man von einer akuten Belastungsstörung.

Ihr Einsatz ist fast zu Ende, da antwortet Brigitte Doege auf eine Frage, die sie die ganze Zeit beschäftigt hat. Wie sie mit dem Leid umgehe, wie sie das alles verarbeite? „Ich habe das all die Jahre immer geschafft, aber hier ist etwas passiert, das auch mich nicht loslässt.“ Sie will es nicht in diesem Text lesen, aber es sei schlimm gewesen, es habe mit Kindern zu tun.

Diese Flut ist so unbegreiflich, dass sie selbst die Professionellsten in Bedrängnis bringen kann. Brigitte Doege will sich in ein paar Tagen Zeit nehmen, um selbst runterzukommen, zu reflektieren, was passiert ist. Sie weiß, dass sie hier gebraucht wird. Nicht für ein paar Stunden, womöglich für Jahre.

Impressum

Herausgeber:
Journalisten-Akademie
der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
Klingelhöferstraße 23
10785 Berlin

https://das-journalismus-stipendium.de

© 2021 Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-3-95721-974-9

Projektleitung:
Anorte Linsmayer (V.i.S.d.P.)

Textchef: Christoph Wöhrle
Heftgestaltung: Judith Uhlemann
www.uhlemann-design.de

Redaktion: Anna Manz, Judith Hoppermann, Julia Kanning, Katharina Böhmer, Lara Jäkel, Lara Reile, Marius Reichert, Markus Hehn, Nick Kaspers

Druck: Kern GmbH, Bexbach

Das Magazin „Wir“ ist das Ergebnis eines fünftägigen Reportageseminars der Nachwuchsjournalist:innen der Journalisten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung im August 2021.

HR